

Broschüre

Erinnerungen Marienbrunn

Liebe Leserin, Lieber Leser,

mit dem folgenden Artikel möchten wir unsere Reihe mit Erinnerungen ehemaliger Marienbrunner an ihre Kindheit und Jugend in unserem Wohngebiet fortsetzen. Autorin/Autor sind Frau Knop und Herr Dr. Frucht. Sie wohnten zwischen 1949 und 1959 Am Arminiushof 1. Ihr Vater war Prof. Dr. med. Frucht. Seine Biographie finden Sie auf unserer Homepage in der Broschüre "Marienbrunner Lebensläufe".

Wir hoffen, dass es Sie genau so fesselt wie uns, vom früheren Leben in und um Marienbrunn zu erfahren.

Marienbrunn 1949 - 1959

von Ulrich Frucht, Schoco, Kordula Knop, 15. April 2018

"Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt,
daß das Leben rückwärts verstanden werden muß.
Aber darüber vergißt man den andern Satz, daß vorwärts gelebt werden
muß."

— Søren Kierkegaard

Auszug aus einem Paradies

Die Frage nach dem idealen Wohnort: Stadt - Land, Waldrand oder Stadtrand, ist heute ein Thema für Zeitschriften und gebildete Gesprächsrunden unter Erwachsenen. Abhängig vom jeweiligen ideologischen Muster wird abgewogen, erörtert, auch gestritten, ob der eine oder andere Wohnort vorzuziehen sei, selbstverständlich immer auch in Hinblick auf die Kinder.

Das Luxusproblem, zwischen verschiedenen Wohnorten entscheiden zu müssen, gab es 1949 noch nicht; damals hatten unsere Eltern ebensowenig eine Wahl wie wir Kinder. Für meinen Vater, der in der Gesundheitsverwaltung der Landesregierung Sachsens beschäftigt und dort auch für die großen Landeskrankenanstalten zuständig war, gab es als bürgerlichen und konsequent parteilosen Spezialisten schon bald keine Zukunft mehr. Neben den alltäglichen Schwierigkeiten waren die regelmäßigen "Kontrollgespräche"

mit "russischen Stellen" potentiell lebensgefährlich, wie sich am Schicksal seines Vorgesetzten Dr. Paul Konitzer gezeigt hatte. [1] So nahm mein Vater in Leipzig eine Stelle im physiologischen Institut in der Härtelstraße 16-18 an; dort hatte er 1938 bei Professor Gildemeister promoviert.



Mit 3400 Mark kauften sich meine Eltern in die Genossenschaft der Marienbrunner Gartenvorstadt ein, damals sehr viel Geld, dort sollten wir zukünftig wohnen. Für meinen Bruder und mich, damals fünf und sieben, war der Umzug unserer Familie nach Marienbrunn keine gute Wahl. Wie konnte das neue Zuhause für uns besser sein als unser "Kobold", der Name stand mit großen Buchstaben an der Fassade des kleinen Holzhauses, von dem man, hoch über dem Land, nach Dippis (Dippoldiswalde) blicken konnte.

Das amerikanische Fertighaus hatten meine Eltern von einem Herrn Hübner gemietet: [2] es war nach der Ausbombung ihrer Wohnung in der Leipziger Kochstraße 96 von 1943 bis 1949 zu unserem Zuhause geworden. Der Krieg war fern, er fand woanders statt. Bis auf die Tiefflieger, die zu zweit durch das Tal kamen und auf alles schossen, was sich bewegte, waren wir unbehelligt,

nachts konnte man bei Sirenengeheul auf dem Weg in einen ehemaligen Bierkeller die "Christbäume" über Dresden und tagsüber die vielen kleinen Flugzeuge in großer Höhe am Himmel sehen.

Wir hatten, trotz vieler Warnungen von Ahnungslosen vor diesem Leichtbau-Ferienhaus, alle Winter bestens überstanden, schließlich konnten die Winter in den USA ebenso hart sein wie bei uns. Lediglich um die Steckdosen herum mußte meine Mutter die Hohlräume ausstopfen, dort zog es immer kalt herein. Von Vorteil war es auch, daß uns die ständigen Stromsperren nicht betrafen, denn unweit befand sich ein Lazarett, das "Windisch-Haus", das im und nach dem Krieg immer Strom bekam. Davon haben wir profitiert.

Das Vier-Zimmer-Haus mit nutzbarem Dachboden hatte nach dem Krieg wochenlang, zusammen mit den "russischen Untermietern", sicher mehr als ein Dutzend Bewohner beherbergt. Abgesehen von einigen unangenehmen Details war das, zumindest rein technisch, möglich.

Mit den Flüchtlingskindern, die in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager hinter unserem Haus wohnten, die Leute kamen aus dem Sudetenland und hatten einiges durchgemacht, habe ich die Wälder durchstreift, und ich hatte das große Privileg, von den viel Älteren geduldet zu sein. Hierbei konnte man lernen, wie man Patronen öffnet, das Geschoß an einem Baustumpf von der Hülse trennt und die blaugrau glänzenden Pulverplättchen möglichst sicher verstaute. Es ließen sich damit wunderbare Feuer entfachen; wenn die Sache etwas ungeschickt angestellt wurde, hatte der Verursacher dann blaue Sprenkel im Gesicht; er sah aus wie einer der vielen Kriegsheimkehrer, die aus anderen Gründen mit Munition Kontakt hatten.

Der Wald bot aber noch mehr. Es lagen dort Mengen an weggeworfenen Militärutensilien, Zierdegen, Achselstücke, Orden, Stahlhelme, Tornister, Kochgeschirre, Teile von Funkgeräten. Alles, was uns an den übermächtigen Krieg erinnerte, hatte für uns einen besonderen Reiz. Von diesen Gegenständen, die wir eigentlich nicht besitzen sollten und die uns auch regelmäßig weggenommen wurden, ging eine ungeheure Faszination aus.

Noch kurz vor unserem Wegzug waren von den Feldern zwischen Dipps und Oberhäslich Flakgeschütze abgeräumt worden. Hierzu hatte man bei einem Panzer den Geschützturm abgebaut, und ein fröhlicher Panzerfahrer hat diese riesigen, in den Himmel ragenden Metallskulpturen von den Feldern geholt.



Blick vom Kobold auf die Stadtgrenze von Dippoldiswalde

An der Stadtgrenze zu Dipps lag das Gerippe eines abgestürzten Flugzeugs. Das war mit einem ohrenbetäubenden Dröhnen wenige Meter über mir und unserem Haus über den Berg gekommen und dann vor meinen Augen direkt am Stadtrand, vor dem Haus der Familie Krasting, zerschellt. ^[3] Später haben Männer, die mit Fahrrädern aus der Stadt kamen und den Unglücksort untersucht hatten, ob es vielleicht etwas zu holen gäbe -, Fliegerschokolade? - den Umstehenden die Sache erklärt und immer wieder das Wort "mausetot" verwendet. Das konnte ich nicht recht verstehen, denn was hatten Mäuse mit dem Tod zu tun? Ganz klar war die Sache nicht, aber da alle wußten, was gemeint war und kein Zweifel bestand, daß aus diesem brennenden Wrack keiner heil herausgekommen war, habe ich nicht gefragt: warum sagt man Mausestod?

Als wir im Januar 1949 aus Dipps nach Marienbrunn kamen, war für uns dieser Wechsel aus vielen Gründen nicht besonders erfreulich. Man sollte besser ehrlich sein, es herrschte Trauer. Mein Bruder und ich verwendeten das Wort sicher nicht, und wir hätten es auch nicht zugegeben, aber so war es. So hatten wir zum ersten Mal, und das sollte sich wiederholen, einen nicht selbst bestimmten Ortswechsel zu erdulden, wir hatten keine Wahl, wir mußten weg.

Umzug in eine große Stadt

Die Klagen über die Lasten eines Umzugs, dreimal umgezogen sei wie einmal abgebrannt, kennt jeder. Die Gefühle von Kindern in so einem Zusammenhang aber bemerkt niemand. Es half alles nichts, Leipzig war unser neuer Wohnort. Im trüben und feucht-schmutzigen Januar 1949 wollte ich viel lieber zurück

auf unseren Berg im Erzgebirge. Da Winter war, stellte ich mir vor, den langen Schulweg in Dipp's endlich mit meinen neuen Schneeschuhen, so hießen die damals, den Berg hinunter in die Schule zu fahren. Die etwa 60cm langen, recht breiten Bretter waren ein Weihnachtsgeschenk, sie waren völlig neu, aus wunderbar hellem Holz und hatten eine rote Lederbindung. So etwas besaß niemand.

Schneeschuhe, manche sagten auch "Schiear" mit einem sächsisch kehligen "ar" gesprochen, waren eigentlich immer braun, lang und hatten eine Spitze, in der sich ein Loch befand. Hier wurde der Spanner befestigt, der im Sommer den Brettern die Form erhalten sollte. Auch Spanner hatte nicht jeder. Meine Schneeschuhe konnte ich nicht ausprobieren, in Leipzig lag kein Schnee.

Außerdem wollte ich nach wochenlangem Eingeschlossensein auf einer Isolierstation wegen einer gottlob leichten Form von Kinderlähmung kurz nach Einschulung endlich wieder in meine Schule gehen, die ich nur kurz besucht hatte, zu meinem Lehrer und den Schülern, die ich kannte, also in meine vertraute Umgebung.

Die 63. Grundschule am Ende der Märchenwiese wirkte im Vergleich zur Schule in Dipp's ärmlich. Es gab kein richtiges Schulhaus, es waren nur Baracken mit maroden Dielenfußböden und einem Kanonenofen in einer Ecke. Auch die fürchterlich stinkenden Toiletten waren in einer abseits stehenden Baracke untergebracht.

Die Mitschüler witzelten über mich, weil ich mit einer Schiefertafel, Schieferstift und einem außen am Ranzen befestigten nassen Schwamm zur Schule kam, in Leipzig gab es richtige Hefte mit Linien, ein mir unbekannter Luxus. Das ließ sich rasch ändern, damit ich mich nicht mehr als Dorftrötel fühlte. Richtig Schlimm war dagegen etwas anderes, für das ich keine Erklärung und auch keine Lösung hatte: der Lehrer schrieb etwas an die Tafel, das ich nicht lesen und nicht verstehen konnte. Ich war, kurz nach Schulbeginn, durch meine mehr als dreimonatige Krankheit über die ersten sechs Druckbuchstaben des Alphabets nicht hinausgekommen, und jetzt wurde hier in Schreibschrift geschrieben. Ich dachte, nur nicht auffallen, und habe, ohne zu verstehen, was es bedeutete, einfach alles abgemalt. Heute würde man das als ein Inklusionsexperiment bezeichnen.

Für meinen Bruder und mich war der Anfang in Leipzig noch aus anderen Gründen nicht einfach. Das Haus war verwohnt und alles andere als "besenrein", genau so, wie die Familie Tacke, er ein Kaufmann, die laut Adressbuch von 1931 an hier wohnten, das Haus verlassen hatte.

Auch das behördliche Requirieren und Ausräumen, die Wohnungsverwaltung entfernte nur Brauchbares, hatte dem Haus nicht gut getan. Im Wohnzimmer waren große Wandflächen schwarz gestrichen, hinter den Schränken hatte man Tapete und Farbe gespart, das wirkte nicht besonders einladend. Viele

Fenster hatten als Ersatz für Glasscheiben undurchsichtige Igelittplatten, die übrigens auch brechen konnten, wenn sie nur kalt genug waren.

Diese großen blau-milchigen gewölbten Platten wurden je nach Verfügbarkeit durch Fensterglas ersetzt. Als erstes im hinteren Wohnzimmer, dann in der Küche, zuletzt im Bad und der separaten Toilette. Die "knappen" Glasscheiben haben wir vom Glaser Messinger im Dohnaweg bekommen; der erklärte meiner Mutter gelegentlich, er sei Kommunist. Das war zu dieser Zeit keine besonders originelle Bekundung, ihm haben wir es aber geglaubt. Überdies hatte er einen großen scharfen Schäferhund als Meinungsverstärker.

Die Scheiben haben wir selber eingebaut. Dazu brauchte man kleine Nägel, Drahtstifte oder besser Stahldreiecke zum Fixieren der Scheibe und dann Fensterkitt, der gut roch, den es aber nicht immer zu kaufen gab. Für einen sauberen Abschluß auf den Außenseiten mußte der Kitt etwas warm gemacht werden, und man brauchte ein passendes Werkzeug, das konnte ein stumpfes Küchenmesser sein, besser war ein richtiges Kittmesser.

Jede neue Glasscheibe empfanden wir als einen Fortschritt. Ganz im Sinne der allgegenwärtigen Plakate, auf denen Frieden, Fortschritt, Einheit, Sozialismus zusammenhangslos als Hauptworte und meist auf rotem Untergrund, ungefragt und ungewollt als optischer Müll die Gegend verschandelten.

Was den allseits gelobten Kunststoff Igelit betraf, eigentlich ein geschützter Handelsname der IG-Farben, hat mein Vater uns damals schon vor dem giftigen und flüchtigen Weichmacher dieser PVC-Platten und den neuen Igelitschuhen gewarnt. Diese Schuhe waren für uns daher verboten. Das ist auch heute immer noch richtig, die Kinderschuhe aus PVC mit dem gefährlichen Weichmacher kommen inzwischen aus China.



Gabriele und Kordula Frucht mit Mülltonne

Unser Garten hatte im Vergleich zu dem, was wir gewohnt waren, die Größe einer Briefmarke. An seinem Ende neben einer verbeulten, unförmigen, verzinkten großen Tonne lag ein riesiger Haufen Sand oder etwas ähnliches;

damit haben wir zu Anfang gut gespielt. Bei schlechtem Wetter konnten wir ohne Mühen ausweichen - die gleichen Mengen lagen bei uns im Keller in der Waschküche. Für einige Tage hatten wir so genügend Beschäftigung. Warum man soviel Sand im Keller lagerte, hat uns nicht gewundert.

Meine Mutter war in dieser Sache völlig anderer Ansicht. Es waren einige längere aufklärende Gespräche erforderlich, um uns klarzumachen, daß es sich hierbei um Abfall handelte, der jedoch nur in einer Stadt anfällt, es sei alles Asche; mit der spiele man nicht. Bis dahin kannten wir Asche dieser Art und in diesen Mengen nicht.

Die Asche wurde von einem Ofen produziert, der entweder An oder Aus war. Heute würde man den Ofen als ein einfaches digitales Gerät beschreiben, mit den Betriebsformen 0 oder 1. Mindestens in der Hälfte der verfügbaren Zeit herrschte der Zustand "0" vor, der Ofen war aus und kalt. Auch den heutigen Begriff der Nachtabsenkung kannten wir noch nicht, aber die Wirkung schon: nachts war es je nach Außentemperatur richtig kalt im Haus, besonders in den beiden Mansardenzimmern ohne Heizung.

Das hing unter anderem mit der Braunkohle zusammen, die meist feucht war, sich schlecht anzünden ließ und bei Nachlässigkeit sofort wieder aufhörte zu brennen. Also mußte mit Papier, trockenem Holz und wenigstens einem Brikett zunächst ein zündfähiges Gemisch hergestellt werden, damit die braunen Klumpen zu brennen anfangen. Vor der Schule konnte man mit dieser Aufgabe in Zeitnot geraten.

Brannte der Ofen, gelang es also, dieses Feuer ordentlich in Gang zu bringen, dann füllte man ihn bis oben mit den mehr oder weniger großen Braunkohleklumpen. Es kam auch noch etwas von dem massenhaft vorhandenen Kohlenstaub als Deckschicht oben drauf, man mußte das Zeug ja auch los werden; jetzt war Ruhe.

Wenn man es zu gut gemeint hatte oder das Feuer sich besser als erwartet entwickelte, konnte es passieren, daß die Heizung zu kochen anfang. Zwar besaß der Ofen eine einfache temperaturabhängige Zuluftregelung, die war aber defekt. So kam es übergangslos zu gewaltigen knallenden und dröhnenden Geräuschen, als würde mit riesigen Hämmern gegen die Heizungsrohre geschlagen. Der Lärm war im ganzen Haus zu hören, und wie auf einem Schiff beim Kommando "Mann über Bord" schrie irgendjemand: "Die Heizung kocht". Dann schossen alle in den nächstgelegenen Raum, um die dortigen Heizkörperventile zu öffnen, so daß kaltes Wasser in den Kessel fließen konnte, und damit war wieder Ruhe.

Kohle wurde meist zu einer Zeit geliefert, zu der man sie entweder nicht brauchte oder sie schon knapp und der Keller völlig leer war. Im Frühsommer lagen Kohlehaufen vor den Häusern, und es staubte, oder es war bereits Herbst

und die Kohle wurde naß und war dann für Wochen kaum nutzbar. Ein besonderes Privileg und auch ein Kostenpunkt war die Lieferung der Kohle in den Keller. Hierzu wurden auf dem Lastwagen jeweils Säcke oder Körbe abgewogen, und wir mußten genauestens mitzählen und darauf achten, daß keins der Gewichte auf der Dezimalwaage aus Versehen herunterfiel. Kurz, wir achteten darauf, daß bei der Lieferung nicht automatisch ein gewisser Schwund entstand.

Die unerläßlichen Briketts waren eine Extraangelegenheit; sie wurden wie andere Wertsachen in kleinen Mengen zusätzlich beschafft und auch nur fein dosiert verwendet.

Abgesehen davon, daß das Haus, nachdem die "Kohlemänner" weg waren, einer Grundreinigung bedurfte, war nun der Kohlenkeller komplett bis an die Decke mit dieser braunen feucht-modrigen Substanz gefüllt, die man dann im Verlauf des Winters zu verheizen hatte.

Der Arminushof

In Dipp, unserem früheren Wohnort, wohnten wir oben auf einem Berg mit Blick auf die Stadt, neben uns nur ein Aussichtsturm, etwas weiter eine Gaststätte, der Heidehof, und hinter unserem Haus Wald, ein Steinbruch, alte Bergwerksstollen - alles voller Geheimnisse. Das war etwas, von dem die neuen Leipziger Freunde nicht einmal träumen konnten. All das hat bei den Nachbarskindern, die im Wesentlichen von einer Familie, den Wackernagels (7 Kinder, 4 brauchbare Jungs, Mutterkreuzträgerin) dominiert wurden, nur ungläubiges Staunen erzeugt. Ich muß gestehen, daß mir diese Geschichten ein gewisses Entree verschafft haben, denn keiner der Jungs, es gab nur Jungs - mit Mädchen spielte man nicht - hatte ähnliches zu berichten. Trotzdem stellte sich nach einiger Zeit eine Hierarchie ein, die nicht nach dem Erlebten, sondern eher nach dem Alter ging.

Das Revier unserer vielleicht 6 bis 8 "Mann" starken Gruppe erstreckte sich etwa von der Tabaksmühle bis zur Märchenwiese. Es gab Kinder aus der Nachbarschaft, die nicht zum inneren Zirkel gehörten, aber nicht unbedingt als Feinde angesehen wurden. Ganz anders verhielt es sich mit den Bewohnern, die wir jenseits der Tabaksmühle vermuteten. Dort sollten auch Kinder unseres Alters leben, genaues wußten wir nicht, aber für uns waren sie ohne jeden Zweifel Feinde. Eine völlig normale Geschichte, wie der Konflikt zwischen den "jets" und den "sharks".

Nach einem Jahr fühlten sich mein Bruder und ich als Bewohner des Arminushofes wieder wie zu Hause, außerdem lebten wir dort auf der Sonnenseite. Denn in der besseren Tageshälfte, also nach der Schule, schien die Sonne auf unser Haus, und es bedurfte wenig Energie, um das Gefühl zu vermitteln, bei uns sei es wärmer als anderswo. Rechts und links war das Areal

des Arminiushofes von Häusern umfaßt, die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite waren genügend weit entfernt, um nicht zu stören, und nah genug, um Wind abzuhalten. So hatte der Arminiushof ein wunderbares Mikroklima.

Das Haus Nummer Eins hatte noch einen weiteren Vorteil. Das Eckhaus der Verwaltung war um eine halbe Hausbreite nach vorne versetzt, so daß wir im Vorgarten eine Wand auf der Nordseite hatten, die uns schützte, so konnte es bei uns sehr, sehr warm werden.

Damit die Sommerhitze nicht in die Zimmer drang, hatte das Fenster des Wohnzimmers im Erdgeschoß ein großes Holzrollo, seit 1916 nicht mehr gestrichen, ehemals grün, jetzt "altgrün", das mit einem fürchterlichen Krachen herunterfiel, wenn man nicht genügend aufpaßte und der Gurt aus den Händen rutschte. Den unteren Teil des Rollos konnte man ausstellen, damit entstand im Zimmer eine angenehm dämmerige Atmosphäre mit einem frischen Wind. Meine Großmutter sagte, das sei so wie in Italien. Sie mußte das wissen, sie hatte die Welt gesehen. Es war sehr beruhigend, daß es auch bei uns mal etwas gab, das einen praktischen Wert hatte und auch anderswo auf der Welt existierte. Die Jalousien der Obergeschosse hatten breite, ähnlich grüne Holzlamellen, die verstellt werden konnten. Die Schnüre zum Hochziehen mußten gelegentlich repariert werden, das hatten wir bald gelernt.



Langeweile kannten wir nicht, egal ob am Wochenende oder wochentags. Ich kann heutige Großeltern gut verstehen, die fassungslos davon berichten, daß ihre Enkel sich gelegentlich langweilen und dann vor irgendeinem kleinen Gerät hocken und mit den Fingern darauf herumhantieren, um fortan wie Autisten nicht mehr ansprechbar zu sein. Diese Art von Beschäftigung war damals natürlich unbekannt, noch nicht einmal denkbar.

Ohne daß es angeordnet wurde, gab es einige höchst nützliche und für spätere

Zeit außerordentlich gesundheitsförderliche Freizeitbeschäftigungen. Das war einmal Fußballspielen, zum anderen Federball und Völkerball. Hierzu haben wir vor unserem Haus am Arminiushof 1 eine Leine über die Straße gespannt und entweder mit den damals neuartigen Federballschlägern die tatsächlich mit Federn besetzten Bälle hin- und hergeschossen, oder aber Völkerball gespielt. Falls doch einmal ein Auto vorbeikam, wurde die Strippe abgemacht, und dann ging es weiter, das war alles in Ordnung, keiner hat sich aufgeregt. Fußball konnte man am besten auf den Plätzen rechts und links an der Außenseite des Arminiushofes spielen, die Pappeln waren die natürlichen Torpfosten. Ärgerlich war, daß sich auf beiden Seiten relativ große Scheiben anboten, einmal das Schaufenster des Fleischers Kleeberg und auf der anderen Seite die Fenster der Verwaltung im Erdgeschoß des Eckhauses Arminiushof/Denkmalblick oder der Telefonzelle davor. Ein Torwartversagen oder besonders scharf geschossene Bälle führten gelegentlich zu Glasbruch. Das brachte uns dann einen Besuch des Verwalters, Herrn Hollack, ein, der aber recht gutmütig war. Da wir eine Versicherung hatten, ließ sich auch alles regeln. Weil "Minor", der jüngste Stiefsohn von Herrn Hollack, meist auch mitgespielt hatte, ergab sich eine gewisse innerfamiliäre Betroffenheit.



Neben dem, was man als Sport bezeichnen könnte und für das man heute vermutlich einen Verein, wenigstens aber papageienbunte putzige Spezialkleidung braucht, hatten wir damals noch andere Dinge im Auge - dazu gehörte das Erforschen der Umgebung. So gab es ein Gerücht, daß sich auf dem rückseitigen Gartenanteil der damaligen Gaststätte ein Bunker befände. Merkwürdige Rohre kamen schräg aus der Erde, für uns war das eine Bestätigung, ein Hinweis auf ein unterirdisches Bauwerk. So beschlossen wir, dort zu graben, um wenigstens den Eingang zu finden. Hierzu trafen wir uns vor Sonnenaufgang morgens um drei und haben angefangen zu schippen, um dann festzustellen, daß dort tatsächlich ein Betonunterschlupf bestand, der aber zugeschüttet war und außer einer Gürtelschnalle mit Hakenkreuz und

einem verbeulten Eßgeschirr nichts mehr von Interesse enthielt. Egal - wir hatten uns eine Sorge vom Hals geschafft, daß es etwas in unserer Umgebung geben könnte, was wir nicht kannten.

Kinderärzte

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger

— *"Der Rattenfänger", Johann Wolfgang von Goethe*

Mein Vater, Jahrgang 1913, war - nach seiner Flucht aus der Kriegsgefangenschaft - bei der Sächsischen Landesregierung als nachweislich unbelasteter "Heimkehrer" in Dresden tätig. Sein Zuständigkeitsbereich betraf die Krankenanstalten des Landes, darunter auch den großen Klinikkomplex Arnsdorf. ^[4] 1949 "wechselte" er als wissenschaftlicher Assistent an das Physiologische Institut der Universität Leipzig. Er selbst hat diesen Wechsel als Rausschmiß bezeichnet, er war gefeuert worden, wenn auch die Gründe höchst ehrenwert waren.

Mit den Kollegen der Leipziger Universitätskliniken und -institute, also dem akademischen Mittelbau der Universität Leipzig, gab es für ihn neben Wohnort und Arbeitgeber viele Gemeinsamkeiten: Alle hatten den Krieg überlebt, wenn auch auf unterschiedliche Weise. So waren die Ärzte der Kinderklinik, Dr. Hans-Christoph Hempel, Jahrgang 1912, und Dr. Hartmut Dost, Jahrgang 1910, an der Kinderklinik der Universität so unersetzlich gewesen, daß ihnen längere Militär- und Fronteinsätze erspart wurden.

Eine andere für alle gleichermaßen bedeutsame Problematik bestand in dem stetig zunehmenden Personalmangel und in den staatlich gewollten, gewaltig gestiegenen Studentenzahlen. Sie führten zu einer immensen Arbeitsbelastung gepaart mit schwierigen materiellen Bedingungen. Überdem waren der Universität einige Ordinarien abhanden gekommen. Professor Bauereisen, der Ordinarius für Physiologie, Nachfolger des betagten Professors Gildemeister, war nach dem Tod seiner jungen Frau - ein Drama, an dem die ganze Stadt teilhatte - selber schwer erkrankt und blieb, als es ihm besser ging, im "Westen".

Professor Dr. Werner Julius Eduard Catel dagegen, von 1933 bis 1945 Direktor der Universitäts-Kinderklinik Leipzig, wurde sofort nach Kriegsende entlassen.

^[5] Sein Versuch, sich nach einer kurzen Schamfrist den Verantwortlichen als "Antifaschist" und "Antimilitarist" anzudienen und wieder zu den gewohnten Würden zu gelangen, schlug fehl. Sein Antrag bei der Sächsischen Landesregierung um eine "Rehabilitierung" wurde abgelehnt. Nach einer Phase verschiedener Krankmeldungen verschwand er schließlich zum Jahresende 1946 mit falschen Papieren buchstäblich über Nacht.

Dr. Hempel, seit 1938 an der Universitäts-Kinderklinik in Leipzig tätig, hatte es besser als sein vormaliger Chef getroffen. Zwar war auch er während des Krieges in der Heimat unersetzlich gewesen, aber jetzt in den neuen Zeiten stellte ihm niemand nach, er war für seine kleinen Patienten tätig. Er war mühelos als ein sensibler Mensch zu erkennen, alles, was er tat und sagte, schien das zu bestätigen. Er war unauffällig sanft, zurückhaltend und für damalige Zeiten deutlich besser ernährt als die meisten Menschen. Ihm fehlten markante Furchen im Gesicht, die die Männer dieser Zeit zeichneten und meist alt aussehen ließen, außerdem schien er immer ein wenig zu lächeln. Kinder und Eltern mochten ihn, auch uns machte er keine Angst, wenn wir mal zu einer Untersuchung in seine Klinik mußten. Krankheiten gab es genug.

Mein Vater, Ober-Assistent am Physiologischen Institut, und Dr. Hempel von der Universitätskinderklinik waren also Kollegen. Dr. Hempel war oft bei uns zu Hause, nicht nur, weil er meine kleine Schwester behandelte, die an einer langdauernden Gelbsucht erkrankt war. Er hatte alles in allem neben der Funktion eines Hausarztes auch die eines netten Onkels eingenommen.

An einem schönen Sommertag war ein gemeinsamer Ausflug mit unserem ADLER Trumpf Junior geplant. Das war etwas Besonderes, denn nicht nur, daß es zu dieser Zeit kaum Autos gab, es gab vor allem keine, bei denen man das Verdeck zurückklappen konnte. Die Fahrten mit dem offenen Wagen - mein Vater sagte nie Auto - wurden auf wichtige oder eher feierliche Anlässe beschränkt, sie waren auch immer Ausdruck einer guten Stimmung zwischen unseren Eltern. Das schöne Wetter und der Besuch waren es also wert, offen zu fahren, obwohl das seinen Preis forderte. Denn das Verdeck litt, wenn es hinter den Rücksitzen zusammengefaltet war und der Stoff sich aneinander rieb. Um Schäden zu vermeiden, wurden Handtücher in die Verdeckfalten gelegt.

Bei uns zu Hause, Leipzig S3, Arminiusshof 1, gaben wir den verschiedenen Besuchern Bewertungen und trafen Einteilungen, welche Bedeutung sie für uns hatten oder haben könnten. Hier war ich mit meinem Bruder meist einig. Es gab Verwandte, Musiker, Ärzte - oder Ärzte aus dem "Institut", Professoren und Doktoren - und es gab Freunde der Familie. Wichtig war, von wo sie kamen - aus Leipzig, aus Dresden, vom Lande oder sonstwo aus dem Osten oder, bemerkenswert wichtig, aus dem Westen. Die Unterscheidung zwischen West-Berlin und Westdeutschland und die damit verbundenen Kompliziertheiten haben wir erst später begriffen. Die Gruppe der Musiker war unproblematisch - sie wurden eingeladen und fühlbar hofiert. Wir alle, meine Eltern, wir Kinder, hatten das gemeinsame Gefühl, wer Musik machen und nicht nur darüber reden konnte, hatte uns etwas voraus, das zu bewundern war.

Dr. Hempel gehörte zur Ärztegruppe; zwischen ihm und meinem Vater bestand ein wechselseitiges Interesse. Sicher war es die Tätigkeit meines Vaters im Grundlagenfach der Physiologie, aber vielleicht auch sein Talent, Informationen zu Nachrichten zu verknüpfen oder auch seine frühere Tätigkeit in der Gesundheitsverwaltung der Landesregierung Sachsens, die ihn nicht nur für Dr. Hempel interessant machte. Die einfachste und naheliegende Erklärung war vermutlich, daß Dr. Hempel auf der Suche nach einem Habilitationsthema war. Denn nach mehr als 10 Jahren an der Klinik gab es in dieser Angelegenheit sicher ein leises Drängen von Professor Peiper, seinem neuen Chef. Wir dagegen profitierten von einem Kinderarzt in einflußreicher Position, bei vier Kindern war das kein schlechter Tausch.

"Gnädige Frau, ich sitze gerne hinten." Dr. Hempel hatte zugunsten meiner Mutter auf den Vordersitz im Auto verzichtet und war nach hinten eingestiegen, jetzt schrie er wie am Spieß, er hatte sich beim Einsteigen am Dachholm festgehalten, während mein Vater die Tür zuschlug.

Wir kannten das Problem, jedem von uns waren so schon die Finger eingeklemmt worden. Für Dr. Hempel war jetzt die Fürsorge größer als bei uns in solch einem Fall. Später hieß es, er habe sogar etwas geweint und sich im Ganzen etwas angestellt, was in unserem Familienjargon allerdings nichts Gutes bedeutete. Der Ausflug verlief dann unauffällig, es gab keine weiteren Opfer.

Bei einem anderen Kinderarzt, Herrn Oberarzt Friedrich Hartmut Dost (* 1910 Dresden; † 1985 Gießen), der ganz in unserer Nachbarschaft im Denkmalsblick 1 wohnte, waren die Verhältnisse anders. Hier schien das Interesse mehr bei meinen Eltern, besonders bei meinem Vater, zu liegen. "Spiel doch mal mit dem Jungen von Dosts, der ist sehr nett." Oder: "Ihr geht zu Dosts zum Geburtstag." Ihr, das hieß gemeinsam mit meinem Bruder. Das war auf jeden Fall ein zusätzliches Handicap, wenn man bei einem etwas älteren Jungen eingeladen war und dann noch mit einem kleineren und gänzlich unberechenbaren Bruder erscheinen mußte.

Es gab ein richtiges, spießiges Geburtstagskränzchen im Wohnzimmer, man saß artig mit anderen Kindern zusammen, die man nicht kannte, und was viel wichtiger war, auch nicht einschätzen konnte. Das Kennenlernen war holzig, es gab keinen Garten, und alles in allem war es langweilig, es ähnelte einer gesellschaftlichen Pflichtveranstaltung, die einen später das ganze Leben begleiten sollte, damals eben nur für Kinder. Ein frühes Training für uns, denn das eigentliche Interesse galt dem Vater der Dost-Kinder, er war die "Zielperson" meiner Eltern.

Am Geburtstag seines Sohnes war er sichtlich uninteressiert, ein kurzer, freudlos ernster Blick aus dem Nebenzimmer mit der wenig glaubhaften Frage

"Na wie geht's Euch?" oder so ähnlich, schaffte eine Distanz, die mir unangenehm in Erinnerung ist.

Der Grund für den etwas gezwungenen Kontakt zur Familie Dost, genauer zu dem unsichtbaren Herrn Dost, lag im beruflichen Interesse meines Vaters. Für ihn war die Karriere des Nachbarn beispielhaft faszinierend, schon 1940 habilitiert und jetzt kommissarischer Leiter der Kinderklinik der Humboldt Universität Berlin.

Der Versuch meines Vaters, zur Förderung der wechselseitigen Interessen die beiden Herren Dost und Hempel zu uns nach Hause einzuladen, mißlang. Sie kannten sich; beide waren während des Krieges an der Leipziger Kinderklinik beschäftigt gewesen, gingen sich aber auf eine diskrete Weise aus dem Weg. Heute ist die Sache für mich klar, denn mit den jetzt zugänglichen Stasiunterlagen finden sich über den fabelhaften Dr. Hempel reichlich belastende Informationen über seine Tätigkeit in der Leipziger Kinderklinik, nichts aber über seinen Kollegen Dr. Dost. Abgesehen davon bietet die Universitätsrealität noch andere, "normale" Gründe dafür, daß sich zwei so unterschiedliche Kollegen nicht verstanden. So sind die wissenschaftlich orientierten, und manchmal auf diesem Weg auch erfolgreichen Mitarbeiter charakterlich von den klinisch Tätigen, also denen, die die tägliche Krankenversorgung als ihre erste Aufgabe ansehen, grundverschieden. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, herrscht nicht selten wechselseitige Verachtung für die Philosophie und das Handeln des jeweils anderen.

Ungewollt und auf eine sympathisch offene Weise hat der deutsche Nobelpreisträger Professor Dr. Thomas Südhof dieses in den Universitäten gehegte Vorurteil bestätigt. Anlässlich eines Vortrags im Henry-Ford-Bau der FU am 22. Januar 2014: "Mein Weg nach Stockholm ...", berichtete er über seine Orientierungslosigkeit nach dem medizinischen Staatsexamen, er wußte nicht, ob er als Arzt tätig sein oder besser in die "Forschung" gehen sollte.

Da er schon während des Studiums in verschiedenen Labors gearbeitet hatte, könnte sich dort seine entscheidende Ansicht gefestigt haben, die er nun er unter dem Gelächter des Auditoriums mit einem gutmütigen Lächeln sinngemäß so äußerte: *"Ärzte sind eigentlich Handwerker, und sie wissen eigentlich nicht wirklich, was sie tun. Für mich war das der Grund, nach Texas in die Forschung zu gehen."*

Warum sich die Herren Dost und Hempel als Vertreter der beiden Spezies nicht mochten, einmal der "Forscher" oder der "Herr Professor" im Gegensatz zum "Kliniker" oder noch schlimmer dem "Chefarzt", beides im Universitätsjargon subtil abwertende Bezeichnungen für den jeweils anderen, war vermutlich meinen Eltern zunächst nicht klar. Die abendliche Kombination dieser Gäste bei uns zu Hause scheiterte an etwas Unausgesprochenem, Unbekanntem.

Irgendwann, ohne besondere Hinweise oder Ankündigungen, gab es Herrn Dr. Hempel nicht mehr für uns, wir mußten ohne ihn auskommen. Er war genauso plötzlich aus unserem Leben verschwunden wie viele andere vor oder nach ihm. Kinder nehmen so etwas hin, ohne zu fragen, und wenn sie fragen, ist das naiv und nicht investigativ. Kinder stellen auch keine Theorien auf, die zusammen mit Vermutungen und Verknüpfungen das Wahrscheinliche erkennen lassen könnten.

Der liebe Dr. Hempel war also einfach weg, und ich kann mich nicht an Fragen oder Erklärungen erinnern, die es hierzu gegeben hätte, zumal es nichts Besonderes war, daß Menschen aus unserem Umfeld verschwanden. Mein Vater, der sonst immer alles kommentierte oder erklärte, hat nie wieder ein Wort über unseren Kinderarzt verloren. Heute vermute ich, dass er diesen Menschen mit seinen zwei Gesichtern einfach nicht mehr ertragen hat.

Auch die Familie Dost verschwand aus unserer Nachbarschaft, allerdings auf eine erklärliche und auch für uns Kinder beneidenswerte Weise, sie durften beinahe in den Westen umziehen, genauer nach Ost-Berlin. Der Vater Dost hatte einen "Ruf" an die Humboldt-Universität bekommen, der Spagat zwischen Leipzig und Berlin, das Provisorium, war beendet, man hatte ihn zum Ordinarius für Kinderheilkunde berufen. Ein für uns unfaßbares Glück, das alle aus unserer damals noch vollständigen Familie, vor allem mein Vater, auch gerne gehabt hätte.

Was ich zu der Zeit nicht wußte: Herr Dr. Dost wurde durch sein Buch "Der Blutspiegel" berühmt ^[6] und der durch ihn etablierte Begriff der Pharmakokinetik hat eine neue Ära der klinischen Pharmakologie begründet. So ist es pharmakokinetisch zu erklären, daß die Zufuhr einer kleinen Dosis eines Medikamentes wie z.B. das Schlafmittel Luminal (Phenobarbital) als Einzelgabe zur Nacht nur eine leichte Müdigkeit verursacht, aber die fortgesetzte Zufuhr der gleichen Dosis schwerste, u.U. tödliche Vergiftungserscheinungen zur Folge hat. Die Erklärung liegt in der extrem hohen Halbwertszeit des ehemals beliebten Schlafmittels, sie beträgt etwa 92 Stunden. Das bedeutet, die Hälfte der Substanz ist erst 92 Stunden später, also nach fast vier Tagen, ausgeschieden und abgebaut. Für Kinder gibt es bis heute das Diminutiv dieses Medikamentes, die Luminaletten.

Professor Catel wie seine Oberärzte haben nach dem Krieg ihre Karrieren bruchlos fortgesetzt. Herr Professor Catel hatte allerdings seinen Mitarbeitern gegenüber die Nase vorn, er fand nach seiner Flucht in den "Westen" anders als viele andere Kollegen rasch Unterkunft und, besonders wichtig, eine Arbeitserlaubnis, denn er hatte sich unbestreitbar einer Verfolgung durch die Justiz der sowjetisch besetzten Zone entzogen.

Einem "Übersiedler" aus der DDR wie dem ehemaligen Chefarzt der

Hubertusburger Klinik Dr. Moehlis, der keine direkte Verfolgung nachweisen konnte, ging es dagegen schlecht. Mehr oder weniger offen wurde von Illegalen gesprochen. Sie erhielten keine Arbeitserlaubnis und keinen Wohnraumnachweis. Erschütternde Dokumente über den Umgang mit diesen Menschen finden sich in der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Berlin Marienfelde e.V.

1954 wurde Herr Catel an die Universität Kiel berufen und zum Direktor der Kieler Universitätskinderklinik als Ordinarius für Kinderheilkunde ernannt. Zu dieser Zeit war gerade stillschweigend der diskriminierende Umgang mit Flüchtlingen aus der DDR beendet worden.

Es hat Herrn Catel nicht geschadet, daß alle, die es wissen wollten, ihn als eine der theoretischen Stützen für das systematische "Ausmerzen" behinderter Kinder und Jugendlicher in den Jahren 1942 bis 1945 kannten. Er hat das Verfahren zeitgemäß wissenschaftlich begründet und "im Reich" eingeführt. Er war einer der Gutachter, der mit einem kleinen Kreuz entschied, wenn ein Kind "behandelt" werden sollte. Seinen Mitarbeiter Dr. Arthur Mittag hatte er zum Leiter der im Oktober 1942 neu eingerichteten "Kinderfachabteilung" ^[7] in der Heil- und Pflege-Anstalt Leipzig-Dösen gemacht; hinter der harmlosen Bezeichnung "Kinderfachabteilung" verbargen sich Selektions- und Euthanasiestationen.

Wenn es bei uns hieß *"du kommst nach Dösen"* oder *"du bist wohl von Dösen abgehauen"*, dann hieß das, man sei verrückt oder als Verrückter dort ausgebrochen. Den Name Dösen hätte man aus unserer Sicht nicht besser erfinden können, da steckte schon alles drin - dösen, dämmern, dusselig, dämlich, doof, dumm, nur dick war damals noch selten und kein Manko. Dabei hatte der kleine Ort auf dem flachen Land bei Leipzig nur das Pech, daß man dort zu Kaisers Zeiten eine Irrenanstalt gebaut hatte, die im Krieg von Bomben verschont wurde und so eine zusätzliche Funktion der zerstörten Kinderklinik übernehmen mußte. Wir wußten nicht, daß es eine Zeit gegeben hatte, in der man als Kind aus Dösen nicht mehr zurückkam. ^[8]

Dr. Arthur Mittag (* 1906; † 1946) ordnete an und setzte um, was Professor Catel so beschrieb:

"Was wir tun, ist Mord. Es gibt kein Gesetz, das uns schützt. Das deutsche Volk ist noch nicht reif dafür."

Das obige Zitat sollte 1949 eine wesentliche Stütze der Anklage im ersten Euthanasieverfahren gegen Professor Catel in Hamburg sein. Bedauerlicherweise war es bei Prozeßbeginn nicht mehr auffindbar, er wurde freigesprochen. Zwei seiner früheren Mitarbeiter wurden dagegen nach dem Krieg inhaftiert, Professor Dr. Hermann Paul Nitsche (* 1876; † 1948) der Erfinder des "Luminal-Schemas" - wurde verurteilt und hingerichtet, Dr.

Mittag nahm sich in der Haft ausgerechnet mit Luminal das Leben.

Diejenigen, die die Anordnungen Professor Catels zur Anwendung des "Luminal-Schemas" umsetzten, wurden honoriert. Nicht nur die Krankenschwestern ^[9] und Hebammen erhielten dafür Gehaltsaufbesserungen und Sonderprämien - auch unser freundlicher Dr. Hempel wurde bedacht. So beantragte sein Chef Professor Catel am 27.11.1943 beim "Reichsausschuß" für seinen Assistenten eine "weihnachtliche Sonderzuwendung" mit der Begründung: *"Ersterer hilft mir entscheidend bei der Untersuchung der zur Aufnahme eingewiesener Kinder und erfüllt diese zusätzliche Aufgabe stets mit großer Pflichttreue."* ^[10]

Als ich im Deutschen Ärzteblatt im Jahr 2000 einen anonymen(!) Leserbrief über den Kinderarzt Dr. Hempel las, fing ich an zu recherchieren, und es war kein angenehmer Moment zu entdecken, daß ich diesen Mann kannte. ^[11] So hatte also unser stiller und unauffälliger Kinderarzt Dr. Hempel im März 1945, kurz bevor die Amerikaner Leipzig besetzten, tagelang Akten verbrannt. Im Klinik-Alltag hieß er daher nur der Heizer. Aus eigener Initiative wird er das nicht getan haben, er wollte sicher wieder nur helfen.

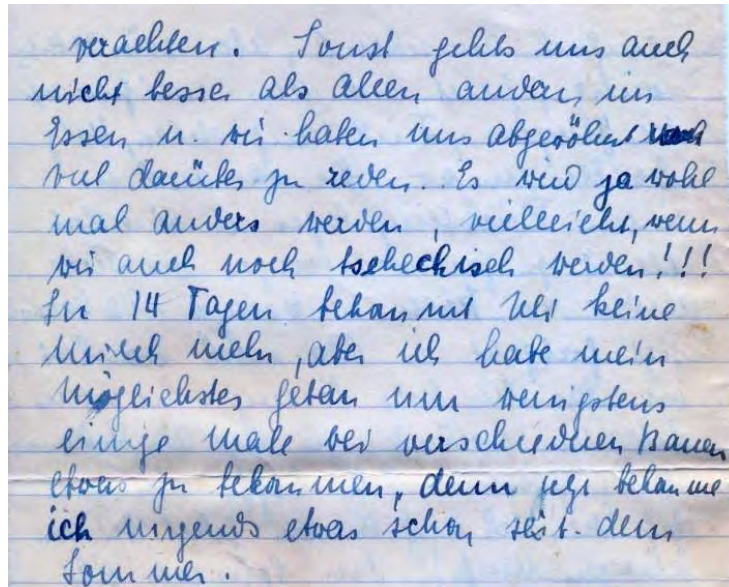
Noch vor dem Mauerbau in Berlin entschied die Stasi, die inzwischen seine Verstrickung in das T4-Programm kannte, nichts gegen ihn zu unternehmen. ^[12] Im Jahr darauf war es dann endlich soweit, die DDR hat es ihm gedankt, daß er seinem sozialistischen Vaterland treu gedient hat. Sein früherer Oberarzt aus Kriegs- und Catels Zeiten, Professor Dr. Siegfried Liebe, seit 1961 nun sein Chef und Direktor der Leipziger Universitätskinderklinik, konnte ihm seinen dringenden Wunsch erfüllen: Herr Dr. Hempel wurde habilitiert.

1963 erhielt er die Chefarztstelle der Kinderklinik des Bezirkskrankenhauses Karl-Marx-Stadt/Chemnitz und den Titel "Verdienter Arzt des Volkes". Wie übrigens auch Jussuf Murad Bey Ibrahim der von 1917(!) bis zu seinem Tod 1953 Direktor der Universitätskinderklinik in Jena war. "Die Universitätskinderklinik, zwei Kindergärten und eine Straße in Jena trugen bis 2000 seinen Namen, sie wurden in Folge öffentlicher Kritik umbenannt. Nachdem seine spätestens seit 1985 durch Publikationen bekannte Beteiligung an der Euthanasie zur Vernichtung 'lebensunwerten Leben' während der NS-Zeit nicht länger zu verschweigen war, wurde 2000 sein Name aus dem Erscheinungsbild der Stadt (Straße, Kindergarten, Klinik) gelöscht." ^[13]

Die Ziege

Zu unserem Haus in Marienbrunn gehörte ein gemauerter Stall. Das war eine Besonderheit. Niemand außer uns hatte einen Stall im Garten, und meine Eltern haben schnell erkannt, daß sich hier eine Möglichkeit ergab, zusätzlich Kalorien und Eiweiß für die Familie zu "produzieren". Der Bezug von Milch über die Lebensmittelkarte endete für mich wie für alle anderen Kinder mit

dem fünften Lebensjahr. Meine Mutter, damals noch in Dippoldiswalde, schrieb am 26. Januar 1947:



sonst gehts uns auch nicht besser als allen andern im Essen u. wir haben uns abgewöhnt noch viel darüber zu reden. Es wird ja wohl mal anders werden, vielleicht, wenn wir auch noch tschechisch werden!!! In 14 Tagen bekommt Uli keine Milch mehr, aber ich habe mein Möglichstes getan um wenigstens einige Male bei verschiedenen Bauern etwas zu bekommen, denn jetzt bekomme ich nirgends etwas schon seit dem Sommer.

"Sonst gehts uns auch nicht besser als allen andern im Essen u. wir haben uns abgewöhnt noch viel darüber zu reden. Es wird ja wohl mal anders werden, vielleicht, wenn wir auch noch tschechisch werden!!! In 14 Tagen bekommt Uli keine Milch mehr, aber ich habe mein Möglichstes getan um wenigstens einige Male bei verschiedenen Bauern etwas zu bekommen, denn jetzt bekomme ich nirgends etwas schon seit dem Sommer."

1949 stand es in Leipzig nicht viel besser, mein Bruder Hubertus wurde fünf und bekam nun auch keine Milch mehr, Bauern gab hier es nicht, also wurden Hühner angeschafft und eine Ziege gekauft. Damit die Hühner nicht entkommen konnten oder einem interessierten Nachbarn, vielleicht Herrn Liebeskind, in die Hände fielen, der mit stolzem Grinsen erzählte, er äße auch Katzen, wurde ein Gatter gebaut. Die Ziege hingegen wurde im Garten an verschiedenen Stellen oder im Stall befestigt und mit Heu, das man extra besorgen mußte, gefüttert.

Mecke, die Ziege im Garten, machte keine große Freude, weil sie buchstäblich alles erreichbare wegfraß. Die an der Seite des Gartens befindlichen Spalierobstbäume, die sowieso schon kärglich waren, weil ständig von irgendwelchen Krankheiten befallen, fielen ihr ebenso wie Blumenzwiebeln und alles andere Grün zum Opfer und wurden wahllos verspeist. Eine Möglichkeit, der Ziege frisches Gras zu beschaffen, bestand in der Pacht eines mit Gras bewachsenen Straßengrabens. Wir haben am Dohnaweg in Richtung Tabakmühle, gleich hinter dem Haus von Professor Gerster, auf der rechten Seite ein etwa 30 Meter langes Stück Straßengraben gepachtet, von wem, weiß ich nicht.

Dort mußten wir die Ziege hinbringen, sie mit Hilfe eines kräftigen Eisenstabes fest verankern und dann aufpassen, daß sie nicht abhandenkam. Wenn die Ziege dieses Areal freigefressen hatte, sind wir am nächsten Tag

erneut hingezogen und haben sie ein Stückchen weiter wieder befestigt. Der Transport dieser Ziege war ein äußerst anstrengendes und kompliziertes Geschäft, weil sie sich nicht unbedingt unseren Wünschen fügte - sie drehte sich plötzlich um, rannte auf einen los, stieß uns um, um erneut munter weiterzuziehen, wir hatten dann Mühe, sie nicht zu verlieren.



Kordula und Mecke

Da zu dieser Zeit buchstäblich alles geklaut wurde, also auch Gras, war es wichtig, daß man die Ziege so oft an den Straßenrand führte, daß sich das Klauen von Gras für die in vielen Gärten und Balkons gehaltenen Karnickel nicht lohnte. Wir beobachteten immer wieder jemanden dabei, oft mit dem Fahrrad unterwegs, der schnell auf "unserem" Straßengraben oder an anderer günstiger Stelle mit einer Sichel etwas Gras schnitt und in einem Sack oder Korb verstaute.

Dieser Grasstreifen reichte für die Ziege natürlich nicht aus. Meine Eltern haben daher einige Kilometer im Südosten, in einem Park hinter dem Völkerschlachtdenkmal, ein großes Wiesengrundstück von der Stadt gepachtet. Als dort das Gras hoch genug war, mußte ein Mensch gefunden werden, der eine Sense besaß und diese Sense auch vernünftig einsetzen konnte. Bei der Gelegenheit lernten wir, was dengeln ist. Das war der erste Punkt.

Der zweite bestand dann darin, das geschnittene Gras so oft zu wenden, daß es einigermaßen trocken wurde, ohne daß der schon beschriebene Schwund eintrat.

Der dritte Punkt bestand im Transport. Hierzu lieb uns Herr Hollack

freundlicherweise seinen umgebauten Opel-Kadett mit Ladefläche. Nach unserer Ansicht hatte man das Auto entstellt, vorne zwei Sitze und hinten eine Ladefläche: das war für eine Familie ungeeignet und als Lastwagen zu klein. Hätten wir gewußt, daß es sich quasi um einen Pick-Up handelte, diese Autos in "Amerika" zum Straßenbild gehörten und dort die Leute damit zum Einkaufen fuhren, auch ohne etwas transportieren zu müssen, unser Urteil wäre sicher milder gewesen. So war Hollacks Opel zwar einzigartig und sicher praktisch, aber aus unserer Sicht wieder nur eins der mißlungenen Produkte, mit denen dem allgemeinen Mangel abgeholfen werden sollte. Für das Heu war die "Huddel" gut genug, wir haben es zusammengepreßt, aufgeladen, bei uns abgeliefert und im Ziegenstall gelagert.

Es gibt Menschen, die verziehen bei der Erwähnung von Ziegenmilch das Gesicht. Allerdings kann man heute in jedem besseren Käseladen Ziegenkäse kaufen; Ziegenkäse gilt inzwischen für viele als Delikatesse. Wir haben diese Vorbehalte gegen Ziegenmilch und Ziegenkäse nie entwickelt, für uns war Ziegenmilch ein Segen.

Im Gegensatz zur Ziege waren die Hühner problemlose Mitbewohner. Sie lernten allerdings nie, daß derjenige, der sie fütterte, eigentlich ihr Freund war; das Gegacker und Geflatter blieb unverändert gleich, wie oft man ihnen irgendwas brachte.

Wenn Hühner über längere Zeit in einem Gartenstück unterwegs sind, sieht es dort ähnlich aus wie nach einer chemischen Pflanzenbekämpfung, einem Brand oder einem halben Tag Ziege: nichts wächst mehr, alles ist tot. Man mußte daher darauf achten, daß die Fläche, die den Hühnern zur Verfügung gestanden hatte, sich erholen konnte. Dazu reichte allerdings die Größe des Gartens nicht aus. Die Hühner brauchten Extra-Futter, sie bekamen daher alles, was übrigblieb, ebenso wie unsere Katze. Die Hühner legten, wenn sie gute Laune hatten, nahezu jeden Tag ein Ei, die Katze war dagegen ein kleiner Luxus.

Um die Hühnerschar zu vergrößern, hatten wir auch einen Hahn, der, anders als unsere Hühner, bunt war und ausgesprochen aggressiv auf jeden losging, den er nicht leiden konnte. Meine jüngste Schwester, zu dieser Zeit etwa ein Jahr alt, wurde immer, wenn es die gute Leipziger Luft zuließ, in einem Kinderwagen in den Garten geschoben. Der Hahn hatte offensichtlich eine Liebe zu diesem Säugling entwickelt und saß auf dem Rand des Kinderwagens; jeder, der in die Nähe kam, wurde von ihm attackiert. Meine Mutter hat das mit Gelassenheit betrachtet und sich nicht weiter aufgeregt, während die Nachbarn, besonders die Familie Schäfer in Nummer zwei, uns voller Angst darüber informierten, daß der Hahn nun wieder auf dem Kinderwagen säße und doch etwas passieren könne.

Ziegenbilder

Im Sommer 1952 bekamen wir Besuch von einem Maler, manche verbesserten uns in bestem Sächsisch, er sei "Gunst-Maler". Es war Conrad Felixmüller. ^[14] Seinen Sohn Luca, in Leipzig Tierarzt an der Tierklinik, kannten meine Eltern aus Dipps. Es wurde vereinbart, daß der freundliche Herr Felixmüller, der uns zu allen Festtagen Grüße auf Karten mit selbst gemachten Holzschnitten schickte, meine Mutter und meine Schwester Kordula malen sollte. Als Entgelt war die Überlassung der Ziege vereinbart worden. Wir kannten die ganze Familie Felixmüller, die eigentlich Müller hieß, aber nur der Sohn nannte sich auch konsequent so.



Der alte Felixmüller wohnte mit seiner Frau Londa später in Tautenhain. Dort hatte er in der kleinen Jacobus-Kirche die Flächen der Empore bemalt. Seine Bilder imponierten uns, denn anders als die üblichen biblischen Darstellungen, zum Beispiel von Schnorr von Carolsfeld, die immer etwas märchenhaft getragenes hatten, edel und würdig aussahen, waren diese Bilder zeitgemäß. Warum die Weihnachtsgeschichte nicht auf diese Weise darstellen;

an dem Inhalt der Geschichte änderte sich ja nichts: Fremde wurden auch damals schon gerne erst einmal "im Stall" untergebracht.

Herr Felixmüller, hatte sich also etwas getraut, er hatte die Welt gemalt, wie sie war. Er findet sich auf seinem Bild als ein neugieriger Maler mit Palette in der Hand wieder, eine Enkeltochter an seinem Bein. Ein Mann, der sein Rad durch den Schnee schiebt, wird über das Ereignis der Weihnacht informiert und, sehr wichtig, Mecke, unsere Ziege ist auf dem Bild ^[15] zu sehen. Die meisten Menschen auf den Bildern hatten Gesichter, die wir kannten, das gefiel uns. Auch das prägt.



Alle Felixmüllers, Kinder wie Erwachsene, waren nett, nur die Ehefrau Londa war von einer undurchdringlichen Strenge, sie fragte mich bei jeder Gelegenheit genauestens und mißtrauisch nach meinen schulischen Leistungen, sie war mit mir erkennbar nie zufrieden: in ihren Augen war ich ein Luftikus - wie mein Vater. 25 Jahre später lag sie nach einem Autounfall wochenlang bei mir auf der Intensivstation in der Berliner Universitätsklinik.



Neujahrsgruß; Holzschnitt von Conrad Felixmüller, 1953

Hermann Weiß

1953 an einem sehr warmen Herbsttag, wir waren mit dem Mittagessen fertig, klingelte es. Ich ging zur Haustür. Dort stand ein nicht sehr großer, aber offensichtlich kräftiger Mann mit einem Zettel in der Hand. Er sah aus wie einer der vielen Bettler oder Hausierer, die es in dieser Zeit noch gab. Er wollte aber nichts zu essen haben oder etwas verkaufen. Sehr vorsichtig und schüchtern bat er, er wolle zu Frau Gisela Frucht.

"Das ist meine Mutter, einen Moment, ich hole sie."

Als meine Mutter kam, wiederholte er seine Bitte. Meine Mutter schien irritiert,

"Das bin ich".

"Nein, nein, Frau Gisela Frucht hat mir geschrieben, daß sie jetzt hier wohnt."

Meine Mutter nahm den Brief, den er in den Fingern hielt. Die Sache klärte sich sofort, denn der Brief stammte von der Schwester meines Vaters, die mit Vornamen auch Gisela hieß und nach ihrer Scheidung wieder ihren Mädchennamen angenommen hatte; wir wußten, daß sie schon seit einigen Monaten "im Westen" war.

Bei dem Versuch, diesem Mann, der eine auffällige Ängstlichkeit, eine offenbar schmerzlich erlernte Zurückhaltung und Vorsicht zeigte, die Zusammenhänge zu erklären, entdeckte meine Mutter auf dem Brief einen Eingangsstempel von einem Gefängnis.

"Was ist denn das?"

"Ja, ich bin heute früh aus Waldheim entlassen worden."

Jetzt war die Sache klar, Tante Gisela konnte dem armen Mann ja nicht schreiben, daß sie mit ihren Kindern "in den Westen gehen" würde, so hat sie ihm eine unverfängliche Hilfe anbieten wollen. Ohne jedes weitere Fragen zerrte meine Mutter den Mann ins Haus, die Tür wurde geschlossen und sie flüsterte:

"Sie kommen direkt aus Waldheim?" "Ja."

Waldheim, offiziell eine Haftanstalt, war in Wirklichkeit ein kriminelles Justizinstrument der damals im Westen, vor allem vom RIAS, so genannten SBZ (sowjetisch besetzte Zone). Den Begriff Waldheim konnten nur diejenigen kennen, die Westsender hörten. Alle anderen wußten von Waldheim nichts, wollten von Waldheim nichts wissen oder trauten sich nicht zuzugeben, etwas von Waldheim zu wissen. Schon 1950 hatte der SPIEGEL einen ausführlichen Bericht über die Waldheimprozesse veröffentlicht. ^[16]

Jetzt stand uns jemand gegenüber, der unleugbar direkt aus Waldheim kam, er hieß Hermann Weiß und war durch eine Amnestie am Morgen dieses schönen Freitags einfach entlassen worden, ohne zu wissen wohin. Und so ist er mit Hilfe dieses Briefes ohne Umwege nach Leipzig gefahren in der Hoffnung, Frau Gisela Frucht zu treffen, die Ehefrau des Klinikdirektors der Psychiatrischen Anstalt, in der er vor der Verurteilung Patient war.

In Gehlsheim bei Rostock, in meiner Erinnerung eine riesige "Verrücktenanstalt", mußte er wie alle Dauer-Patienten arbeiten und sich den Klinikaufenthalt verdienen. Da die Patienten, die in Anstaltskleidung zur Arbeit geführt wurden, damals immer Hunger hatten, hatte meine Tante Gisela ihn zusätzlich beschäftigt und ihm so geholfen.

Seine nach damaligem Wissen medizinisch gesicherte psychische Erkrankung hat ihn aber nicht davor geschützt, nach Waldheim gebracht und dort in einem der typischen Schnellverfahren kurzerhand zu 15 Jahren verurteilt zu werden.

Er hatte vielleicht etwas Blödes gesagt, mein Vetter aus Gehlsheim erinnert sich: *"... wir riefen dann immer 'Herrmann Weiß, mit nem Topf voll Scheiß'. Ich fürchte wir waren keine Kinder, die respektvoll mit den Patienten umgingen."*

Es genügte also nicht, eine "amtliche Meise" zu haben, um vor den Reinigungsbemühungen des jungen Staates geschützt zu sein. Alle Nazis und jeder, der von den sowjetischen Behörden dafür gehalten oder von anderen so bezeichnet wurde, sollte aus dem öffentlichen Leben entfernt werden. Das Verfahren war erkennbar fehlerhaft, denn es wurden nicht nur völlig unbescholtene Menschen verhaftet, sondern, gleichsam aus Versehen, auch namhafte Widerstandskämpfer und Kommunisten. Waldheim war für uns der Inbegriff des Unrechts in der DDR. Hier wurden tausende Menschen praktischerweise im Minutentakt immer entweder zu 15 oder 25 Jahren verurteilt. Es gab auch eine Reihe von Todesurteilen, die auf grausamste Weise vollstreckt wurden. ^[17]

Wie es an dem Tag im Oktober weiterging, kann ich nicht mehr sagen, jedenfalls war es so, daß Herr Weiß in unserem Keller eine Schlafstelle zugewiesen bekam, die er mit großer Dankbarkeit annahm. In kürzester Zeit hatte er sich den Keller wohnlich gestaltet: alles war aufgeräumt, es war gefegt, es gab eine Wäscheleine mit gewaschener Wäsche, die Heizung brannte, ohne daß sich jemand kümmern mußte, und er hatte schnell erkannt, daß der Waschkessel, der von uns nicht benutzt werden konnte, weil der gemauerte Ofen defekt war, einer Reparatur bedurfte.

Der Abriß des Ziegenstalls kam gelegen. So ergab sich nicht nur die Möglichkeit zu kreativem Spielen mit den Ziegeln, sondern Herr Weiß, der Mörtel "organisiert" hatte, reparierte auch den Ofen in der Waschküche. Von da an konnte die "Waschfrau" die Wäsche dort kochen und bearbeiten, diese tagesfüllende Aktion mußte nicht mehr in der Küche stattfinden.

Hierzu wurde am Montagmorgen ein Feuer unter dem großen runden emaillierten Waschbottich angezündet. Mittags war das Wasser mit der Wäsche so heiß, daß es kochte und alles porentief sauber war. Das war ein Fortschritt.

Herr Weiß hatte auch die ehemals weißen Kellerwände geschrubbt, und hier kamen jetzt Bleistiftnotizen zum Vorschein; die früheren Bewohner unseres Hauses hatten die Bombenangriffe auf Leipzig mit Uhrzeit und Dauer vermerkt.

Wie lange Herr Weiß bei uns wohnte, kann ich heute noch genau sagen, weil wir das Hausbuch haben. Angemeldet haben wir ihn erst nach fast drei Monaten im Januar 1954 und abgemeldet schon wieder am 15. Februar. Ich erinnere mich, daß mein Vater befürchtete, die Erkrankung unseres

Kellerbewohners könnte zu einem Problem werden. Er wollte nicht, daß wir mit einem potentiell gefährlichen Kranken in einem Haus wohnten. Daher war Herr Weiß eines Tages wieder weg, und wir mußten uns um den Heizkessel kümmern, der Keller sah wieder aus wie früher, und wir hatten gelernt, daß die "RIAS-Propaganda", die uns in der Schule ständig als Hetze der CIA dargestellt wurde, nicht gänzlich falsch war. So etwas prägt.



Gabriele Frucht, Kordula Frucht, der Junge vielleicht ein Wackernagel

Messegäste

Wie der Witz sagte, war Leipzig die frömmste Stadt der DDR, mit Fastenzeiten vor und nach der Messe. Im Gegensatz zu allen anderen Gebieten unseres sozialistischen deutschen Vaterlandes herrschte hier aber zweimal im Jahr eine erfreuliche Ausnahmesituation, die, ähnlich wie die Verhältnisse in Ost-Berlin, eine Ahnung davon vermitteln konnten, wie sich die Welt in anderen Regionen drehte.

Die Messe als Wirtschaftsfaktor für die Leipziger war auch für uns irgendwann interessant. Wir wollten einen Versuch mit Messegästen wagen. Es gab Leute die sagten Messenfremde, bei denen waren vermutlich die Gästezimmer auch Fremdenzimmer. Unser Haus schien groß genug zu sein und war für die damaligen Verhältnisse komfortabel und gepflegt. Obwohl mein Vater als Universitätsassistent und nebenher als Gutachter sicherlich nicht schlecht verdiente, haben wir dem Messeamt eines Tages unsere verfügbaren Flächen bekannt gegeben und erhielten prompt Zuweisungen, die sich dann auf Jahre verfestigten. Es kam eine Gruppe von Portugiesen - angeführt von Sr. Ruben Azancot, einem Kaufmann, der in West-Berlin wohnte, und sehr gut Deutsch, Englisch, Italienisch, Spanisch und natürlich auch Portugiesisch sprach.



Frau Azancot im Fond, Kordula auf dem Fahrersitz, Gabriel links

Bei seinem ersten Messebesuch war Sr. Azancot noch allein, er sah gut aus, trug einen eleganten taubenblauen Anzug und strahlte mit seiner Haltung, seinen Bewegungen und allem, was er sagte, immer eine für uns damals unbekannte, unnachahmliche südländische Gelassenheit aus. Und er machte meiner Mutter, die noch keine 40 war, gelegentlich Komplimente; das irritierte meinen Vater.

Bei seinem zweiten Besuch kam er mit einem neuen VW-Export und einer Frau. VWs waren damals immer Käfer, andere Modelle gab es nicht. Die Exportmodelle waren farbig, hatten - sehr wichtig - ein synchronisiertes Getriebe, hydraulische Bremsen, serienmäßig eine Heizung und Chromleisten. Frau Azancot war auch ein Exportmodell, sie stammte aus Pritzwalk und hatte sich für die Rolle der Carmen entschieden. Mit ihrer Ausstattung, auffälliger Schmuck, ihrer Art sich zu schminken und zu kleiden, war sie die gelungene Darstellerin der feurigen Schönen aus dem Süden. Ihr Abbild fand sich später in leicht künstlerischer Verfremdung in der Bilderabteilung der westdeutschen Kaufhäuser.

Sie war nicht unfreundlich zu uns, wurde aber übergangslos piecksig, wenn sie ihr Eigentum, im wesentlichen ihren Mann, gefährdet sah. Auf das Auto angesprochen, schien sie zufrieden zu sein, nur das Blaupunkt-Radio mit den hellen Stationstasten sei nicht in Ordnung. Hier in Leipzig gebe es keinen vernünftigen Empfang, das müsse man zu Hause wohl mal reparieren. Frau Azancot hat von da ab ihren Mann immer begleitet. Ihre Messebesuche haben auch ihre Eltern genutzt, um sie bei uns zu treffen. Das waren freundliche, nette Leute, die immer etwas erstaunt schienen über die Wandlung ihrer Tochter und deren Aufstieg.



Zu einem der Messeterminen kam einer der Portugiesen mit einem riesigen Ami-Schlitten, und auch er brachte seine Frau mit: Maria Eugenia dos Santos. Sie war der Gegenentwurf zu Frau Azancot: eine unauffällig elegante Frau vom Kostümtyp, die den Ausflug ihres Mannes in diese merkwürdig widersprüchliche, quirlige Stadt mit den vielen Trümmern erkennbar genoß, wenn sie zusammen mit meiner Mutter als Stadtführerin und Frau Azancot als Blickfang in die Stadt ging. Da wir nicht an die Beständigkeit von Unrecht, genauer an die deutsche Teilung glaubten, haben wir dankbar ihre Visitenkarte und eine Einladung nach Lisboa angenommen.

In Portugal herrschte damals ein Diktator, über den wir seiner undemokratischen Regierungsform wegen, die es nur im Westen gab, nichts Gutes zu hören bekamen. Gelegentlich tauchte auch ein Exil-Portugiese bei uns auf, der angeblich vor den unerträglichen Verhältnissen in seinem Heimatland geflohen war. Er war ein merkwürdiger, schlecht gekleideter Landsmann unserer Gäste, der in der DDR lebte und der etwas fahrig mit einem leicht erkennbaren Auftrag einen guten Kontakt zu unseren Gästen suchte. Mein Vater und auch Sr. Azancot haben den arglosen Kaufleuten vorsichtig bedeutet, dem Burschen nicht zu trauen und ihn möglichst zu meiden.



Für unsere aus weiter Ferne kommenden Geschäftsleute, die entweder da Silva, da Costa oder Costa-Silva hießen, wurde nun alles hergerichtet, was ihnen eventuell gefallen oder nützlich sein konnte. Unsere Variante der "mediterranen Küche" war ein Treffer. Meine Großmutter, die als Kind in Italien, der Schweiz, England und in den USA gelebt und später mit Mann und Familie den ersten Weltkrieg in Afrika überstanden hatte, konnte aus jedem Lebensmittel etwas zaubern. Von ihrem Mann, meinem Großvater, kam mit der Liebe zu Curry ein asiatischer Einfluß. Als Kind hatte er einige Jahre auf Sumatra zugebracht. So gab es bei uns immer Essen, das unabhängig vom damaligen Geschmack und den Möglichkeiten und schon Jahre, bevor es Mode wurde, anders war, als das, was es in der Nachbarschaft gab, ausgenommen die Kartoffelsuppe.

Kamtschatkakrebse - die Dose für weniger als 4 Mark geradezu verschleudert, heute eine extrem teure Delikatesse - haben unsere Gäste ebenso genossen wie Paprikagemüse, das damals für die Bevölkerung eher einen Notbehelf darstellte. Wir alle haben versucht, unseren Messegästen die Zeit so angenehm wie möglich zu machen, und diese haben sich überschwenglich bedankt. Sie fühlten sich sichtlich wohl, waren fröhlich ausgelassen und brachten andere Messegäste zu uns. Am Schluß haben sie uns großzügig entlohnt. Für sie war das "Ost-Geld", wie wir es nannten, mehr oder weniger Papiergeld. Sie hatten neben dem vorgeschriebenen Umtausch die Ostmark illegal eingetauscht. Für eine Westmark gab es in Berliner Wechselstuben bis zu sechs Ostmark, noch besser war es, wenn man Dollar tauschte, dann erhielt man für einen Dollar mehr als zwanzig "Ost".

Die "Portugiesen" hatten einen Stand in einem der Messehäuser an der Petersstraße, sie boten dort Portwein und Sardinen an, leider nichts Technisches. Hochwertige und für sie spottbillige Fototechnik aus DDR Produktion gab es gegenüber im HO-Kaufhaus. In diesem Einkaufstempel, der den Krieg überstanden hatte, gab es eine Rolltreppe. Ein Grund, gelegentlich in die Stadt zu fahren und sich so lange auf das holzbraune knarrende Fahrgeschäft zu stellen, bis man verjagt wurde.

Sr. Azancot, als Berliner mit den ost-westlichen Gegebenheiten vertraut, hatte eine Idee: so bat er im Herbst 1955 meine Mutter, dort für ihn ein Fotoobjektiv von Zeiss zu kaufen. Zwar hätte er es selber kaufen können, aber nur mit einer offiziellen Umtauschbescheinigung: Westmark zu Ostmark 1:1. Das machte bis zum Ende der DDR wohl niemand freiwillig. Einfacher ging es mit meiner Mutter als Strohfrau, er gab ihr das Geld, und sie kaufte das Objektiv unter Vorlage ihres Personalausweises. Die beiden müssen sich so auffällig verhalten haben, daß die allgegenwärtigen Aufpasser sich der Sache annahmen. Schon am Nachmittag kamen zwei Polizisten zu uns nach Hause und fragten nach

Messegastes bestand diese Gefahr natürlich nicht, man stolzierte selbstbewußt mit dem Habitus eines "Westlers" durch die Hallen und konnte sich Prospekte, Anstecknadeln und alle möglichen beweglichen Dinge aneignen, die später dann in der Schule gehandelt wurden.

Hausbuch

Irgendwann erreichte uns die sowjetische Erfindung des sogenannten Hausbuchs (домовая книга). Hier mußten nicht nur die Namen aller Bewohner und Gäste mit Adressen aufgeführt, auch die der Messebesucher sollten erfaßt werden. Wegen unserer Gästeflut benötigten wir bald eine zweite Version dieses Kontrollmittels. Das Hausbuch wurde vorschriftsgemäß vom Abschnittsbevollmächtigten (ABV) kontrolliert. Wir hatten das Gefühl, daß er sich bei uns besonders große Mühe gab. Vielleicht ist ihm aufgefallen, daß die Portugiesen alle ähnliche Namen hatten; es hat ihn verwirrt oder mißtrauisch gemacht.

Die Vorschrift besagte, daß innerhalb von 24 Stunden nach jeder Eintragung eines Ausländers das Hausbuch bei der polizeilichen Meldestelle abzustempeln sei. Da mein Vater sich um so etwas nicht kümmerte und meine Mutter mit den Messegästen und auch sonst genug um die Ohren hatte, erfolgte der Besuch im Polizeirevier erst nach der Messe, irgendwo in Connewitz, immer zu spät. Die unerläßlichen Belehrungen wurden pflichtgemäß heruntergeleiert, wir haben die Standpauke buchstäblich ausgestanden und reflexlos abgewartet, bis es vorbei war, das war's dann, bis zum nächsten Mal.

Das Eckhaus an den Straßen Arminiushof und Denkmalsblick war das Verwaltungsgebäude der Gartenvorstadt, der Genossenschaft. Der Verwalter, Herr Hollack, bewohnte mit Frau, einer Tochter und zwei Söhnen die obere Etage. Unter der Wohnung von Hollacks war neben den Verwaltungsräumen nach hinten ein Raum freigemacht worden, er diente dem ABV, dem "Orts-Sheriff", den wir aus irgendeinem Grund "Ossikopp" nannten, als Büro. Dieses Büro lag Wand an Wand mit unserem hinteren Wohnzimmer, so daß wir uns dort nicht mehr trautes, offen oder laut zu reden.

Eines Tages ist Ossikopp bei uns durch das vordere Wohnzimmerfenster eingestiegen und fummelte an unserem Radioapparat herum, stellte ihn leise und hat bei meiner inzwischen anwesenden Mutter in seinem quengeligen Sächsisch Beschwerde eingelegt - wir würden Westsender hören und Westmusik laut spielen, das sei verboten. Dummerweise hatte er nicht bemerkt, daß es der Leipziger Sender war, der für kurze Zeit unter anderem mit dem international bekannten Orchester Kurt Henkels sehr ordentliche Jazz-Nummern im Stil Count Basies spielte. Die Wut meiner Mutter über diesen Eingriff ins Private und unseren Spott hat er nicht verstanden.

Ossikopp, als örtlicher Repräsentant eines Staates, der seine Bürger nach dem 17. Juni 1953 mit einem "Neuen Kurs" ^[18] beruhigen wollte, war als die Mensch gewordene Einfalt in Uniform für seine Aufgabe denkbar schlecht geeignet. Um mit der Parteilinie in Einklang zu sein, bedurfte es zu allen Zeiten größter Wendigkeit, Ossikopp hatte aber die neueste Volte nicht mitbekommen oder verstanden, er verkrümelte sich ohne weitere Erklärungen und ohne eine Entschuldigung. So etwas prägt.

Die sin nu ooch abgehauen

Eines Tages mußten wir ohne unseren Kinderarzt, the honorable Dr. Hempel, auskommen, er war kommentarlos verschwunden. Das war ungewöhnlich, denn es verschwanden zwar alle möglichen Leute, ohne Ankündigung auch Haushaltshilfen, also Menschen aus unserer unmittelbaren Nähe, bei ihnen wurden aber silberne Löffel gefunden, das kannten wir, denn die vorausgehenden Polizeiaktionen meiner Eltern ließen sich nicht verbergen. Was dagegen Dr. Hempel angestellt haben konnte, blieb damals und lange danach unklar.

Wir hatten uns daran gewöhnt: am Ende der Sommerferien waren plötzlich ganze Familien verschwunden, die Wackernagels, Schniebers, Langenbachs, Kotschenreuters. Die Möbel-Räumaktionen zur Fluchtvorbereitung wie bei Familie Nöcker wurden der Nachbarschaft unüberhörbar und geschickt als Reparaturen dargestellt. Wenn ein Haus dann merkwürdig leer und unbewohnt war und durch die Behörden versiegelt wurde, haben wir es inspiziert und es um die uns interessierenden Kleinigkeiten erleichtert. Zugang verschafften wir uns meist über die Kellerfenster, wenn es Nachbarn waren, kannten wir die Häuser genau.

Selbst Lehrer verschwanden überraschend, darunter auch die auffällig strammen Sozialisten. Ebenso Ärzte, Zahnärzte, Ladeninhaber, Gastwirte, der Milchmann oder der Betreiber des einzigen Eisladens in Marienbrunn.

Milch gab es am Hintereingang von Leonhards Lebensmittelgeschäfts, Dohna-Ecke Turmweg. Als die getürmt waren, wurde alles von einem streitsüchtigen Paar übernommen. Doch weil der Laden noch "privat" war, hat man weggehört, denn es war dort vieles besser als im Konsum oder den HO-Läden. Ging man hinten um das Haus herum, ein paar Stufen hoch und öffnete eine Glastür, dann stand man in dem sauberen, komplett gefliesten Milch-Laden. Es roch angenehm sauber und frisch. Wir haben uns gefragt, wieso man für einen solchen Fall sauber mit peinlich verknüpfte. Was sollte einen genieren oder was war schmerzhaft, wenn es peinlich sauber war?

Ein altes Emailleschild unterhalb der Milchbehälter aus früheren, den goldenen Vorkriegs-Zeiten, erklärte etwas, das wir nicht verstanden: ultrahochoerhitzt und homogenisiert. Das mit dem Erhitzen konnte nicht

stimmen, denn wir mußten die Milch immer abkochen, auch wenn sie dann nicht mehr so gut schmeckte, besonders wenn sie angebrannt war, weil dann noch ein spezieller Geschmack dazu kam. Um das Überlaufen oder Anbrennen zu vermeiden, gab es spezielle Töpfe oder andere Hilfsmittel wie ein merkwürdig geformtes Porzellanteil, das in den Milchtopf gelegt werden sollte, um damit das Überkochen zu verhindern. Am besten war es, man paßte auf und stellte das Gas früh genug ab.

Der Milchmann war ein gepflegter, graumeliertes, würdiger Herr, vermutlich das Vorbild für die Werbung, die wir aus dem Westen kannten. Er tauchte mit Ernst und Sorgfalt die langstieligen Schöpfbehälter in die Milch, um sie dann mit Schwung in die Kanne zu gießen. Gelegentlich hatte er außer Vollmilch und der immer etwas blaublaß durchsichtigen Magermilch auch Joghurt nach Prof. Metschnikow anzubieten. Die massiven Glasbecher in einer Glasvitrine waren mit Papier verklebt, auf dem ein Herr mit Spitzbart und einer runden Brille abgebildet war. Der Inhalt schmeckte mit etwas Zucker versetzt ganz gut, jedenfalls besser als die selbstgemachte Dickmilch.

Als der Milchmann eines Tages nicht mehr da war, übernahm das Ehepaar aus dem Laden von vorne den Milchverkauf, von da ab sah der Milchverkäufer aber nicht mehr ordentlich aus. Es dauerte nicht lange, dann war auch das Ehepaar "abgehauen" und der Laden wurde zu einem HO-Geschäft.

Nach einer kurzen Zeit bekam der Milchladen eine neue Funktion: ein etwas merkwürdig unordentlich und immer eiliger Mann hatte zwei Eismaschinen aufgestellt und produzierte Speiseeis. Das mußte man dazusagen, denn inzwischen es gab ja auch wieder Stangeneis zum Kühlen der Eisschränke.

Die Sache mit dem Speiseeis lief offensichtlich recht gut, manchmal standen die Leute Schlange, unser Spruch *Gummi-Eis von Bettke* schadete seinem Umsatz nicht. Nur wir durften kein Eis kaufen, vermutlich auch wegen des Aussehens des Eigentümers. Nach kurzer Zeit fing er an zu bauen und bald stand seine "Eisdiele", genauer eine Baracke an der Tabaksmühle auf einer Brache gegenüber dem "Stahlhaus". Dort stellte er jetzt vor aller Öffentlichkeit und unter den schmachtenden Blicken der Kinder Eis mit echter Milch her. Auch diese Nachricht hat unsere Eltern nicht erweicht, für sie waren Eis wie Kino gleichermaßen ungesund.

Dann am Ende des Sommers war auch der Eismann weg, die braune Baracke stand noch ewig verschlossen und mit dem mahnenden Schild Eisdiele auf dem Stück Wiese Tabaksmühle Ecke Zwickauerstraße. Jeder der mit dem Auto aus der Stadt kam oder mit der Straßenbahn fuhr, konnte sehen, was los war. Das war zu einer Zeit, in der freie Flächen möglichst nutzbringend zu Werbezwecken verwendet wurden. Meist wurden Ziele vorgegeben oder Ergebnisse, manchmal auch Bekundungen formuliert, also *"Vorwärts zum ?"*,

"Nieder mit ?", oder "Wir haben ?", "Wir sind ..." Wenn die Sache völlig klar war, genügten auch einzelne Worte wie an unserer Schulmauer: Frieden! Auf der anderen Seite stand Einheit! Bei Bölls Dr. Murke haucht der Engel auch immer Frieden, Frieden, und alle finden das heute komisch.

Die neue braune und nun nutzlose Eisbude stand jetzt zwischen Unkraut und wirkte wie eines dieser allgegenwärtigen Transparente, allerdings in der höchsten Form der Reduktion: sprachlos und still. Niemand, der sie sah, bekam gesagt, was er darüber zu wissen und zu denken habe, über eine Sache, die so hoffnungsvoll und erfolgreich begann, aber in Nutzlosigkeit endete. Es war Raum für eigenen Gedanken - alles zusammen eine sehr viel wirksamere Werbemethode, uns über die Wirklichkeit zu informieren, als alle Plakate zusammen.

Es war damals wie bei einer Epidemie oder wie im Krieg, man wußte nie genau, wen es trifft, wer demnächst fehlen würde. Mit der Zeit lernten wir jedoch, die Vorboten und kleinen Signale als das zu deuten, was wir später in der Korrespondenz mit meinem in Bautzen II gefangenen Vater als "transmurale Diffusion" bezeichneten. Die bildungsfernen Zensoren für die Gefangenenpost in Bautzen erkannten diese Chiffre für Flucht oder Entlassung nicht.

So war es verdächtig, wenn Kinder nicht auf der geplanten Klassenreise mitfahren, sie ihre Spielsachen verkauften oder verschenkten. Wenn Häuser geleert schienen oder, sehr auffällig, im Sommer keine Kohlen bestellt wurden. Kotschi, ein Klassenkamerad, dessen Vater einen Fuhrbetrieb hatte, heizte die Zentralheizung zur Überbrückung bis zur Flucht mit alten Autoreifen. Es qualmte und roch fürchterlich, aber nachts war kaum auszumachen, woher der Gestank kam. Ich habe mir von Kotschi gänzlich ungeniert das leere Haus im Turmblick zeigen lassen, so war klar, ein späterer Besuch würde sich nicht lohnen.

Sein Vater war gerade eilig unterwegs, um mit einer neuen Ladung zerschnittener Reifen den Ofen im Keller zu füttern. Er rannte an mir vorbei, ihn schien mein neugieriger Besuch nicht zu stören, im Wortsinn beiläufig hat er mir schnell das seltsame Feuerungsprinzip erklärt. Keine Bitte um Verschwiegenheit, ich galt wohl als vertrauenswürdig, auch die Sorge vor Entdeckung oder dem "Melden" eines nahezu besenreinen Hauses, in dem nur noch Vater und Sohn hausten, hatte damals niemand. Der größere Bruder, die Mutter und andere Familienmitglieder waren längst weg.

Die guten Freunde oder Nachbarn mit der perfiden Nebentätigkeit als IM (Informeller Mitarbeiter der Stasi) waren damals noch knapp und nicht flächendeckend vorhanden, weil die "Streuung" ^[19] wohl auch hier nicht klappte oder die Produktion noch nicht reichte. Dieser Mangel an

gesellschaftlichen Mitarbeitern ließ sich bekanntlich in den folgenden 35 Jahren beheben.

Anders als bei Verlusten durch Krankheit, Unglück oder andere Schicksalsschläge hinterließen die Flüchtigen jedoch keine Trauergemeinde, bei den meisten der Zurückgebliebenen war vielmehr eine einvernehmliche Heiterkeit zu beobachten. So wie ich es auch bei strengen Religionsgemeinschaften erlebt habe, bestand hier ebenso die sichere Gewißheit, daß die Vonunsgegangenen jetzt an einem besseren Ort waren. Die gleiche fröhliche Gewißheit wünschte ich mir heute bei der zunehmenden Anzahl von Beerdigungen.

In der Schule wurde das alles nicht kommentiert, über die ständigen Abgänge schwieg man verbissen. Offiziell galten Republikflüchtlinge als Kriminelle, seltener als fehlgeleitete Opfer. Für die Offiziellen war es ein Geschenk, wenn ein meist jugendlicher Flüchtling oder die ganze Familie wieder zurückkam. Diese traurigen Zeitgenossen schafften es dann bisweilen als regionale Berühmtheiten in die Zeitungen.

Traurig waren die dort abgebildeten Fotos, traurig war auch "Flöha" aus unserer Klasse, der eigentlich Raue hieß. Sein überraschendes Verschwinden, "*die sinn nu ooch nieber gemacht*", hatte ihn im Nachhinein geadelt. Wer hätte gedacht, das ausgerechnet er und seine Mutter den Mumm hatten "abzuhauen". Diese Anerkennung war nun futsch, als er nach einiger Zeit wieder bei uns auftauchte.

Nicht nur wegen der vermurksten Flucht nach Westen hatte Flöha keinen sehr guten Rang in der Klassen-Hierarchie. Das einzige, was er konnte, war, mit Anlauf auf einen Zaun zuzulaufen, dort überzugreifen, abzuspringen und mit Schwung den Körper flach über den Zaun fliegen zu lassen. Keiner konnte das. Ein militärisch gut ausgebildeter Verwandter hatte ihm, der keine Riesengrätsche über den Kasten schaffte, das beigebracht. Das schützte ihn vor einem folgenschweren und bleibenden Absturz auf die untersten Rangordnungsplätze in der Klasse. Jetzt, nach dem offenbar mißlungenen Absprung aus unserer verachteten Welt, tauchte er wieder auf und war noch sprachloser und eingeschüchterter als vorher. Erklären konnte, wollte oder durfte er nichts, jetzt war er endgültig eine Nulpe.

Das Mitleid mit denen, die nach kurzer Zeit wieder auftauchten und deren Berichte über ihr Scheitern im goldenen Westen unergiebig einsilbig waren, wurde mit jedem Erfolg, den ein Nachbar im Westen hatte, nur größer: nach kurzer Zeit ein eigenes Haus, ein Auto, eine Reise, das waren die Ergebnisse, die wir erwarteten, und nicht das verdruckste Scheitern.



In dieses Bild paßte es, daß eines Tages drei Wackernagels, Anders, Volker und Gunter als Fahrer, mit zwei(!) 1953er Opel Olympia ^[20] in Marienbrunn auftauchten, die gewienerten Autos stolz vorführten und jedem ungefragt auch den Kaufpreis von jeweils 800 West verkündeten. Der Kaufpreis für solch ein Auto wäre selbst bei dem üblichen Kurs von 1:6 im DDR-Alltag unvorstellbar und lächerlich günstig gewesen; genau so stellten wir uns den Westen vor. Was konnten die täglichen Tiraden über eine imaginäre goldene sozialistische Zukunft bewirken, wenn uns von drei Freunden, die noch vor gut drei Jahren unsere Nachbarn waren, nun zwei blitzblanke Autos als ihr Eigentum, fassbar real vorgeführt wurden?

1959 - Das Berlin-Ultimatum

Das Herz hat seine Gründe,
welche die Vernunft nicht kennt ...

— Blaise Pascal

Das Jahr 1959 hatte es in sich, für uns begann es schon im November 1958. Mein Bruder und ich bastelten in der vorderen Mansarde unseres Hauses Arminiushof 1 an unserer Modell-Eisenbahn. Der ungeheizte Raum, der im November schon unangenehm kalt sein konnte, wurde von einer großen Platte auf Holzböcken nahezu ausgefüllt. Ein Holzrahmen war mit leicht gewellten Elementen aus Preßpappe bedeckt, das machte eine problemlose Schienenführung schwer und erforderte einige Kunstgriffe. Wir waren trotzdem

zufrieden, denn eine stabile und wirklich plane Sperrholzplatte war in monatelangen Versuchen und mit der Nutzung aller denkbaren Beziehungen auf keine Weise zu beschaffen gewesen. Das hatte uns fast ein Jahr zurückgeworfen. Es dauerte alles lange, zu lange!

Wir waren so schon ewig mit der Anlage beschäftigt, denn nichts konnte einfach zu Ende gemacht werden: entweder gab es nichts, oder wir hatten kein Geld, etwas zu kaufen. Trotzdem war die Anlage auf einem bemerkenswert guten Niveau. Das lag an unseren "Westkontakten", denn Piko-Produkte aus heimischer Produktion ließen sich mit den Teilen der Firma Fleischmann in Nürnberg problemlos kombinieren, das wertete die Anlage ungemein auf. Wenn eine in Eisenbahnfragen ahnungslose Tante oder ein lieber Onkel uns zehn Schienen und eine Weiche, Wagen oder sogar eine Lok aus dem Westen schickte, immer deklariert als "Geschenksendung, keine Handelsware", war das ein Glückstag, der uns darüber trösten konnte, daß wir nur langsam vorwärts kamen. Wir hatten aber wenigstens die wunderbaren Hochglanzprospekte von Fleischmann oder Märklin, die kannten wir auswendig, mit ihnen hatten wir auch immer ein klares Ziel vor Augen.

Es war einer dieser Basteltage im November 1958, ich erinnere mich an jedes Detail, als meine Mutter plötzlich, völlig aufgelöst, zur Tür herein kam. Was war passiert? Mein Bruder und ich waren uns zwar keiner Schuld bewußt, wir standen in dem schmalen Spalt zwischen der Rückseite der Anlage und der Wand und warteten auf ein Donnerwetter oder etwas ähnliches. Die meisten Modellbahnanlagen haben übrigens ein Vorne und ein Hinten. Hinten wird meist ein Abschluß geschaffen, ein Wald, ein Gebirge, vielleicht mit einem Tunnel. Das war aber nur Illusion, denn hinten mußte alles für einen Eingriff offen sein, ein Zug konnte entgleisen, ein Draht sich lösen.

Meine Mutter schrie: *"Die machen Berlin zu, wir müssen hier weg!"*

Im Radio war das Chruschtschow-Ulmatium verbreitet worden, und sie hatte sofort verstanden, was das auf längere Sicht für uns bedeutete.

"Wir müssen hier weg!" Das sagt sich leicht. *"Und was wird aus unserer Eisenbahn, soll die Anlage vielleicht hierbleiben?"*, war unser erstes lahmes Argument. Es half nichts, meine Mutter wiederholte sich immer wieder. Wir versuchten damals, soweit es uns möglich war, politisch zu argumentieren.

"Da sind doch noch die Amerikaner, die lassen sich das nicht gefallen. Außerdem ist das nur eine Drohung, ein Plan, vielleicht mit der Absicht, etwas zu testen, ein politischer Versuchsballon, ohne den wirklichen Willen und die Möglichkeiten, es auch zu tun."

Mit unerledigten Aufgaben, Absichten oder Plänen kannten wir uns im kleinen wie im großen gut aus. Das ganze Land war auf guten Absichten gebaut, ohne daß damit die tägliche Realität auf erkennbare Weise beeinflusst wurde. Uns

fehlte jedes Vertrauen in den Staat und in alles, was von ihm ausging. Warum sollten jetzt plötzlich die schlechten Nachrichten umgesetzt werden, wenn es schon bei den guten nicht klappte.

Es half wirklich alles nichts. In dem Maße, in dem uns die Argumente ausgingen und unsere Mutter durch unsere Uneinsichtigkeit immer ärgerlicher wurde, begannen wir alle zu schreien. Eine schreckliche Szene, die abrupt endete, als meine Mutter zu weinen anfang.

Dann haben wir etwas Kluges entschieden, wir haben unsere Bewertung des Problems und das, was daraus folgen sollte, vertagt, und auch das war sicher richtig, von da ab nach Indizien, Merkmalen, Hinweisen zu suchen, die eine bessere Prognose über das Kommende zuließen, möglichst besser als eine Rede des sowjetischen Obermotsz vor einer Versammlung von staatlich finanzierten Jasagern. ^[21]

Seit diesem Tag im November 1958 haben wir daher alles, was um uns herum geschah, unter dem für uns absurden und bei genauem Nachdenken damals gänzlich undenkbaeren Aspekt betrachtet: *"Die machen Berlin zu."*

Wie sollte das denn geschehen? Mein Vater, der zumindest in diesen Fragen für uns eine Instanz war, der in Berlin zwar im "Demokratischen Sektor", aber doch vor Ort lebte, und der auf der "anderen Seite", nicht nur zur Familie oder Berufskollegen, sondern auch zu "den Amerikanern" buchstäblich jede Art von Kontakten hatte, konnte überzeugend darlegen, daß eine Teilung Berlins aus wirtschaftlichen, technischen und auch politischen Gründen nicht möglich sei. Punktum.

Wer das nicht verstehen wollte, war in seinen Augen nicht gut genug informiert und vielleicht auch etwas einfältig oder dumm. Die DDR zu verlassen, war für ihn keine Option, denn er lebte mühelos in beiden Welten Berlins. Seine heute bekannte und bestens dokumentierte Überwachung durch das MfS ignorierte er und leistete sich gelegentlich einige Späße mit den Observanten, die darauf aber nicht reagieren konnten.

Das war gute zwei Jahre später gänzlich anders, die beruhigend klugen Theorien über die politische Zukunft Berlins hatten sich wie eine geplatze Pferdewette in Luft aufgelöst: Berlin war wirksam geteilt, die Stasi holte alles nach, was sie meinem Vater hatte durchgehen lassen müssen, und wir, meine Mutter, meine drei Geschwister und ich, durch einen Zufall, waren in West-Berlin. Die intuitive politische Analyse meiner Mutter hatte sich also als zutreffender erwiesen als alle anderen Quellen, über die wir verfügten und denen wir damals vertrauten. Das war mir eine Lehre fürs Leben. Die zehn Monate nach dem denkwürdigen und für mich unvergeßlichen Drama in unserem Eisenbahnzimmer waren dicht gefüllt mit schmerzlichen Erkenntnissen und Entscheidungen.

der Nichtverstärkung stehen wird. Des weiteren befürchtet die Kommission, daß Ihr erzieherischer Einfluß auf Hubertus - wie es sich schon im Falle ihres Sohnes Ulrich gezeigt hat - viel zu schwach ist, um ihm klarzumachen zu helfen, daß dem Sozialismus allein die Zukunft gehört. Angesichts der Tatsache, daß eine Oberschule der Deutschen Demokratischen Republik eine sozialistische Institution ist und daß es für eine Grundschüler eine Auszeichnung bedeutet, die Oberschule besuchen zu dürfen, müssen wir als Erzieher den allergrößten Wert darauf legen, daß jeder Schüler von Haus an eine positive Einstellung zu unserem Staate der Arbeiter und Bauern mitbringt. Ich schlage ihnen

"..., daß Ihr erzieherischer Einfluß auf Hubertus - wie es sich schon im Falle ihres Sohnes Ulrich gezeigt hat - viel zu schwach ist, um ihm klarzumachen zu helfen, dass dem Sozialismus allein die Zukunft gehört."

Das war der Kernsatz im Schreiben eines Herrn Pönisch - einem typischen "Radieschen". Er war Lateinlehrer und stellvertretenden Direktor der Herderschule in Connewitz, ein Oberschulbesuch für meinen Bruder wurde also abgelehnt.

"Seht Ihr, so entwickelt sich das jetzt hier." Der Punkt ging an meine Mutter; die wachsenden Flüchtlingszahlen, die regelmäßig in den Nachrichten von RIAS und NDR bekannt gemacht wurden, bestätigten sie zusätzlich.

Die offiziellen Bekundungen der westlichen Politiker waren dagegen völlig anders, man wollte beruhigen. Grundgesetz hin oder her, aber die "Brüder und Schwestern" in der "Ostzone" sollten bitteschön bleiben, wo sie waren; man hatte sich endlich wieder so schön eingerichtet.

Auf der Suche nach verlässlichen Informationen hat meine Mutter in West-Berlin auch Wolfram von Heynitz, einen Berliner Rechtsanwalt, aufgesucht. Er wohnte in einer riesigen Wohnung "am Tauentzien" (30a), zwischen Gedächtniskirche und KaDeWe. Er kannte meine Mutter aus Vorkriegszeiten, er und seine Familie waren Nachbarn der von Mutzenbechers auf dem Gut Polgsen nahe Breslau. Dorthin hatte die Schwester meiner Mutter geheiratet, dort wurden wir zu sechst, Vetter Malte, seine Schwestern, seine und meine Mutter aufgenommen, nachdem wir eine Bombardierung 1943 in Berlin überlebt hatten. Dort war Frieden, es gab Kutschfahrten, einen freundlichen Hund, einen gestrandeter Untermieter, den Maler Oleg Zinger. ^[22] Vielleicht hatte Herr von Heynitz damals für meine Mutter auch etwas "geschwärmt".

Die Einladungen bei ihm in Berlin waren immer von einer angenehmen, für uns etwas fremden, förmlichen Gastfreundschaft geprägt; aber wir fühlten uns wohl in dieser Welt der selbstverständlichen Korrektheit.

An einem feuchtkalten Abend im Januar 1959 saß meine Mutter mit meinem Bruder und mir bei Herrn von Heynitz an einem Couchtisch, uns gegenüber hatte es sich ein deutlich übergewichtiger Herr bequem gemacht. An der Schmalseite des Tisches dirigierte Herr von Heynitz eine blonde Frau:

"Bitte bringen sie noch das oder jenes, ein Glas Saft für die Jungen, vielleicht auch das Gebäck."

So ging das die ganze Zeit, sie brachte Häppchen oder etwas zu trinken und war ständig unterwegs. Zwischendurch saß sie etwas abseits auf einem Stuhl,

nicht wie wir in Sesseln. Er siezte sie, obwohl sie offensichtlich seine Lebensgefährtin war.

Der dickliche Herr hatte sich als Herr von Merkatz vorgestellt, erhob sich kurz für einen angedeuteten Handkuß zur Begrüßung meiner Mutter; und fiel dann wieder in das für ihn unbequem tiefe Sofa zurück.

"Sie kommen aus Leipzig, wie interessant."

"Herr von Merkatz ist Minister der Bundesregierung und beruflich mit Ost-Westfragen bestens vertraut." informierte Herr von Heynitz meine Mutter.

Na prima, wir saßen also an der Quelle. Es dauerte auch nicht lange, bis meine Mutter von unseren Problemen berichtete. Herr von Merkatz betrachtete sie unaufgeregt mit der gütigen Fürsorglichkeit eines Seelsorgers; er wußte, die Menschen müssen über ihre Sorgen reden können, das entlastet, ohne daß man etwas tun mußte.

Das Gespräch ging hin und her bis zu dem Moment, in dem meine Mutter sagte, sie habe sich entschlossen, die DDR zu verlassen. Das hatte den Minister geweckt, er sprang wie vom Blitz getroffen auf, beugte sich, so weit es ihm möglich war, zu uns vor, stütze sich vorsorglich der Balance wegen am Tisch ab und schnaufte mit rotem Kopf:

"Sehr verehrte gnädige Frau, ich möchte Sie beschwören, tun Sie das nicht. Bleiben Sie bitte da, wo Sie sind."

Seine professionelle Distanz, seine Schläfrigkeit waren dahin, er war so aufgeregt, als sei er plötzlich selbst betroffen. Dann, um Nähe bemüht, ging es in vertraulich-verschwörerischem Ton weiter:

"Ich kann leider nicht konkreter werden, aber, sehr verehrte Gräfin,"

jetzt sprach er meine Mutter mit ihrem Mädchennamen an,

"ich kann Sie versichern, in Kürze wird sich Entscheidendes ändern, es ist daher für Sie und Ihre Kinder von größtem Vorteil, wenn Sie Leipzig nicht verlassen."

Meine Mutter zeigte sich freundlich interessiert, sagte weder ja noch nein und machte es wie Maria in der Weihnachtsgeschichte, sie bewegte seine Worte in ihrem Herzen. Aber uns war klar, der Herr Minister hatte auf sie nicht nur keinen Eindruck gemacht, sie war auch fest gewillt den Plan zu unserer Flucht nicht aufzugeben: wenige Wochen später, im März 1959 war es dann soweit, für uns stand endgültig fest, wir verlassen Marienbrunn.

Vorbereitung zur Flucht

Als es entschieden war, wir verlassen unser Zuhause, Marienbrunn, Leipzig, die DDR, alles was uns etwas bedeutete und was wir besaßen, ging es nur noch darum, die Sache genauestens und unauffällig vorzubereiten; Zweifel waren von da ab nicht mehr zugelassen. Auch das neue Paßgesetz der DDR, damals 14 Monate alt, jeder kannte die "Strafbewahrung", unter zwei Jahren kam man

nicht davon, konnte uns nicht irritieren. Die "Mädels", meine Schwestern 11 und 9 Jahre alt, bekamen vorsichtshalber bis zum 16. August 1959, als wir auf dem Bahnhof von Gütersloh ankamen, nichts gesagt. Unsere Verwandten hatten wir verschlüsselt befragt, was sie von einer Flucht hielten. Keiner hat uns zugeraten, bei allen brach eine seltsame Form der Verzweiflung aus, wir sollten auf keinen Fall Leipzig verlassen. Wenn überhaupt, dann "offiziell", vielleicht durch eine Heirat meiner Mutter mit einem Westdeutschen. Hierzu könnte ein homosexueller Freund der Familie geeignet sein. Das ging einigen dann doch zu weit. Gleich wie, wir haben wie jedes Jahr für den August einen Interzonenpaß beantragt, um die lieben Verwandten zu besuchen.

Zuvor, auf der Rückreise von einer Zeltreise an der Ostsee, haben wir uns am 8. August in West-Berlin mit meinem Vater getroffen und in einem dramatischen Gespräch das Für und Wider meines Umzugs zum ihm erwogen, es ging um mein Schulproblem, ich war zum zweiten Mal in der 10. Klasse sitzengeblieben; von Flucht war ihm gegenüber vorsorglich nicht die Rede.

In Ost-Berlin war der lupenreine Sozialismus, wie er damals in Leipzig im öffentlichen Leben gehorsam zelebriert wurde, auf keiner Ebene durchsetzbar. Wie ich es selbst erlebt habe, drohten die Arbeiter ihren Vorgesetzten in den Berliner Betrieben offen mit dem Westen:

"Ick jeh sßu Siemens, wende mir nich in Ruhe läßt."

So bestand die vage Hoffnung, daß sich für mich in Berlin, in diesem, aus meiner heutigen Sicht kompromißbereiten und lockeren Umfeld, mit "Vitamin B" etwas machen ließe. Für meine Mutter war das jedoch kein Trost, die Kinder, alle Kinder, gehörten zu ihr, nicht zu ihrem geschiedenen Mann mit der neuen Frau.

Nach einer Distanz von fast sechzig Jahren wird deutlich, wie grundsätzlich verschieden meine Eltern damals gefühlt und argumentiert haben. Meine Mutter mit ihrer unbestimmten Furcht vor einer bedrohlich einengenden politischen Entwicklung verhielt sich wie unsere Katze: immer wenn der Backofen in der Küche sehr heiß war, bekam sie Angst. Sie flüchtete nicht, sondern lief maunzend und klagend durch das Haus, um uns zu warnen. Meinem Vater fehlte dieses Sensorium, er verstand weder Katzen noch meine Mutter, die, anders als er, den politischen Schwelbrand wahrnahm und vor ihm flüchten wollte.

Für ihn, den erfolgreichen Wissenschaftler, galt, daß menschliches Handeln und Naturerscheinungen gleichermaßen begründet werden können. Bei Menschen nahm er an, daß deren Entscheidungen entweder rational, logisch oder wenigstens politisch wie wirtschaftlich vernünftig seien und daher voraussehbar wären. Die gelegentliche Mißachtung dieser Prämissen im einzelnen, auch bei Menschen in seinem Umfeld, hat er mürrisch als Ausdruck

einer tragischen Einfalt registriert. Daß auch Staaten sich wie Menschen unvernünftig und selbstverletzend, dämlich oder einfach falsch verhalten könnten, hat er in seine früheren und damaligen Prognosen zur politischen Entwicklung nicht eingebaut. So ging 1945 der Rat an meine Mutter: *"Wenn die Russen die Elbe überschreiten, mußt du Dipps verlassen!"* Oder später: *"Eine vollständige Teilung Berlins ist schon rein technisch unmöglich."*

Mit dieser Weltsicht war er in bester Gesellschaft, denn die Fähigkeit von Spezialisten und unangefochtenen Fachleuten, vernünftige Prognosen auf dem eigenen Gebiet abzugeben, funktioniert häufig nicht, ihr Urteil ist nicht viel besser als das von Laien. So haben in einer amerikanischen Studie die Krankenhaus-Putzfrauen der Notfallaufnahme mit ihren Prognosen über das "outcome" von Neuaufnahmen nicht schlechter gelegen als die Ärzte.

Diese Merkwürdigkeit hat inzwischen auch Beachtung im deutschen Feuilleton gefunden. ^[23] So zählt Roger Willemsen in seinem letzten Buch acht amüsante Beispiele auf, in denen namhafte Fachleute, wie Gottlieb Daimler hinsichtlich des Automobils oder M. Warner in Sachen Tonfilm und Thomas Watson von IBM über die Verbreitung von Computern, sich grandios getäuscht haben.

An diesen falschen Prognosen hat die Welt aber keinen Schaden genommen, auch wenn es heute mehr Automobile gibt als vorausgesagt, der Tonfilm sich durchgesetzt hat und die 1943 prognostizierte Zahl von weltweit maximal vier(!) Computern inzwischen deutlich überschritten wurde. Wenn dagegen aber nach politischen Prognosen wirklich gehandelt wird, kann es ungleich folgenschwerer werden. Mit den katastrophalen Beispielen der letzten einhundert Jahre lassen sich dicke Bücher füllen. ^[24]

Es leuchtet ein, daß Erfolge nicht dazu einladen, das momentane Handlungskonzept zu überprüfen oder zu ändern. Leider werden aber auch im Mißerfolgsfall die Bemühungen, anstatt sie zu überdenken und zu verändern, nicht selten verstärkt. Die Systematik hinter diesem gerne vertuschten und selten zugegebenen Handlungskonzept hat Paul Watzlawick beschrieben. ^[25] Dazu paßt, daß Napoleon in dem berühmten Gespräch mit Fürst Metternich am 28. Juni 1813 in Dresden glaubte, sein verlorener Rußlandfeldzug, bei dem überwiegend "nur" Deutsche gefallen waren, sei kein Hinweis auf eine Wende in den europäischen Machtverhältnissen.

Die Völkerschlacht bei Leipzig ist die wichtigste Folge dieser Fehlentscheidung, sie fand auch am Rand Marienbrunns, an der Tabaksmühle, statt.

Was muß mit, was kann weg?

Wie löst man einen Haushalt, besser ein Haus, möglichst verlustfrei auf, wenn man für den "Umzug" nicht nur nichts mitnehmen kann, sondern auch

niemandem davon erzählen darf, und damit auch die übliche nachbarschaftliche Hilfe nicht in Frage kommt?

Jeder, dem diese Aufgabe banal erscheint, sollte sich fragen, welche Familienkrisen allein durch die überraschende Ankündigung einer vierzehntägigen Urlaubsreise ausgelöst werden können. Die Reiseplanung als ein "running gag" paßt in jedes Drehbuch: die Entscheidung, was ziehe ich an, was nehme ich mit, was bleibt zu Hause, kann sich zu einem schmerzlichen Prozeß mit allen Merkmalen einer Panikattacke steigern, das lässt sich für Außenstehende erheiternd darstellen. Betrifft es aber einen nahestehenden lieben Menschen, empfiehlt es sich, diese Symptome tunlichst ernstzunehmen und die Krise nicht noch durch lockere Sprüche wie *"Wir kommen doch wieder"* oder *"Schätzchen, in zwei Wochen bist du wieder zu Hause"* zu verschärfen.

Bei uns war alles gänzlich anders, wir durften uns niemandem mitteilen, Zweifel oder Krisen konnten wir nicht zeigen. Zwar wollten auch wir verreisen, aber nicht zur Erholung, und es war klar, wir würden nicht zurückkehren. Wir hatten es verstanden und inzwischen auch akzeptiert: unsere Mutter wollte einfach nur "abhauen", solange es noch ging, denn sie hatte ein tiefes Mißtrauen gegenüber offiziellen Verlautbarungen.

Kurz vor Kriegsende hatte sie schon einmal gegen den Rat meines Vaters und der sich zurückziehenden deutschen Soldaten gehandelt und unser Haus in Dippoldiswalde nicht verlassen. Rückblickend war das nicht nur mutig, es war auch richtig. Jetzt war es umgekehrt, die staatlichen Stellen in Ost wie West stellten sich in seltener Einigkeit gegen die ständig steigende stille Volkswanderung nach Westen. Auch unsere gesamte Familie hat meine Mutter beschworen, nur nicht aus Leipzig wegzugehen.

Daß man für Menschen, wie wir es sein würden, im Westen den Titel Flüchtling gebrauchte und diese Menschen zur besseren Verwaltung nach Fluchtgründen und Herkunft einteilte, sie mit Flüchtlingsausweisen A, B und C ausstattete (der "C-Ausweis" war der beste), war uns nicht klar. Wir waren von unserem Gefühl her keine Flüchtlinge. Richtige Flüchtlinge, wie wir sie kannten, hatten Gewalt erlebt außerdem hatte man ihnen keine Wahl gelassen.

Wir kannten die vielen ähnlichen, fast uniformen Berichte von Menschen, die nach dem Krieg fliehen mußten. Wir hatten von den Befehlen gehört, nur einen Koffer mitzunehmen, man sei in Kürze wieder zurück. Wir kannten die Erzählungen von Kälte, überfüllten Pferdewagen - Tieffliegerbeschuß hatte ich selbst erlebt - und die Klage *"wir haben alles verloren, aber auch alles"*. Das und die Erzählungen der Menschen, die nach langen Fußmärschen mit Leiterwagen bei uns auftauchten und von denen es hieß, sie seien mit einem "Treck" gekommen, berührten uns wegen ihrer Alltäglichkeit nicht sonderlich,

sie hatten für uns nur den Wert von trockenem Geschichtswissen.

Flüchtlingsgeschichten gab es also zur Genüge, doch den Flüchtling als soziologische Gruppe, mit einem besonderen sozialen Status, gab es im "Osten" nicht. Den Anteil der DDR an den zwölf Millionen Menschen, die infolge des Krieges nach Deutschland geströmt und die nicht sofort in die Westzonen weiter gezogen waren, hatte man durch einen einfachen physikalischen Trick verschwinden lassen: mit Druck. Auf allen Ebenen waren die Menschen in das Kapillarsystem der vom Krieg übriggebliebenen Wohnungen und Häuser gepreßt worden, die Klingelschilder zeigten es. Dem Haus- oder Wohnungseigentümer blieb oft nur noch das Privileg "Bitte 1 x klingeln"; für die anderen Bewohner gab es eine Klingelhierarchie; wer das kleinste Zimmer hatte, mußte mit "4 x klingeln" zufrieden sein.

Die Wohnungsnot ließ sich zutreffend als Kriegsfolge beklagen, ebenso die Anwesenheit der vielen Menschen, die jetzt unter uns lebten, und die mit einem anderen Akzent und ihren Geschichten von der Heimat leicht zu erkennen waren. Aber von wo und vor allem wie die Menschen hierher gekommen waren, blieb per Sprachregelung etwas rein Privates. Von Staats- und Amtswegen wurde ihr Schicksal sorgsam und mit zunehmender Strenge geleugnet.

Sicher, wir hätten auch in Leipzig bleiben können, damals genügte es noch, auf dem richtigen Bein Hurra zu schreien und bei den üblichen Gelegenheiten eine Fahne in die Fahnenhalter im ersten Stock zu stecken, das hätte mit der sächsischen Wendigkeit und einigem Geschick unser Leben sicher erleichtert. Wir hätten es so wie unsere Nachbarn machen können, die Familie Schäfer, seit 1938 in Nummer zwei wohnend, deren rote Fahne in der Mitte deutlich dunkler war. Dort hatte, wie der Nachbarsjunge grinsend erzählte, seine Mutter einen runden Aufnäher entfernt und damit die Fahne den momentanen Erfordernissen angepaßt. Die Pfefferkorns in der Drei, er ein humorfreier Lehrer, wohnten dort bereits seit 1929; sie werden sich sicher noch an das Original der roten Fahne ihrer Nachbarn erinnern haben. In der "Neuen Zeit" galt aber ihre Empörung den spielenden Kindern vor dem Haus und unserer Katze.

Was Altnazis, die "Braunschweiger", betraf, ähnelten sich die Teile Deutschlands stark, nur "Radieschen" gab es im Westen nicht, dafür aber gänzlich offiziell Flüchtlinge und Vertriebene. Für sie hatte man Gesetze, Notaufnahmelager, Ämter und Vereine geschaffen. Für die Fremden wurden, wenn Geld vorhanden war, rasch, möglichst außerhalb und separiert, eigene Siedlungen gebaut. Das war fürsorglich, oder bestenfalls gut gemeint, denn mit der Auslagerung einer unbequemen Wirklichkeit ergab sich ein neues Problem: die Menschen konnten fremd bleiben. Die Folgen beschreibt Ulla

Hahn: in der Welt ihres kleinen Ortes waren Umsiedler, Flüchtlinge, "Evangelische" und Asoziale das Gleiche, sie wurden verachtet und gemieden.

[26]

Die Flucht

Um alles so normal wie immer erscheinen zu lassen, haben wir unser Leben zwischen März und August 1959 nicht verändert, doch alles getan, um uns selbst zu bestärken, daß unser Entschluß richtig war. Es traf sich gut, daß Magdalena, die seit fünf Jahren als Haushaltshilfe bei uns wohnte, heiraten wollte und auszog, wir mußten sie nicht enttäuschen und ihr auch nichts erklären.



Wie zur Bestätigung für uns, hier wird es nicht besser, hatten sich zum 1. Mai in der Liebfrauenstraße, es könnte zwischen den Häusern drei und vier gewesen sein, die Bewohner der obersten Etagen entschlossen, einen Draht über die Straße zu spannen. In der Mitte war ein großes rotes unübersehbares Plakat mit der Aufschrift: *"Es lebe der 1. Mai"* plaziert. Wer die mit der Straßenbahn ankam, mußte es sehen. Eine derartige, demonstrative Störung im Zentrum der unpolitischen Exklave Marienbrunn hatte es bis dahin nicht gegeben. Zwar gab es hier und da mal ein rotes Fähnchen, aber jetzt war eine ärgerliche neue Qualität erreicht. Ich war mir mit meinem Bruder einig, das Ding mußte weg.

Um die gewohnte Ordnung wieder herzustellen, befestigten wir an einer langen Wäscheleine ein etwa fünfzehn Zentimeter langes Bleirohr und warfen es bei Dunkelheit über den Draht zwischen den Häusern. Beim zweiten Versuch hat es geklappt, das Gewicht kam auf der anderen Seite herunter geschwungen - Vorsicht! es war kaum zusehen - wir haben es "geschnappt" und sind losgelaufen, ein kleiner Ruck, und das inhaltslose, alberne Symbol für Staatstreue lag auf der Straße. Was sollte es auch bedeuten, wenn der erste Mai leben sollte, und wovon sollte er leben?

Am nächsten Tag hing das Plakat wieder an gleicher Stelle. Woher bekam man nur so einen langen Draht, wenn man ihn für etwas Vernünftiges gebraucht hätte. Eine Frage, die unter anderen Umständen interessant gewesen wäre, jetzt war sie belanglos. Noch am gleichen Abend haben wir das Ding wieder heruntergeholt. Dann war Ruhe, es gab keinen dritten Versuch.

Demonstrierte Normalität bei der Vorbereitung zu einer geplanten "Republikflucht" war inzwischen unbedingt erforderlich. Früher wurden am Ende der Sommerferien, wenn klar war, wer "abgehauen" war, mit lakonischer Routine die verlassenen Häuser versiegelt, nach einiger Zeit geräumt und dann neu vermietet. Seit dem Sommer 1958 war das plötzlich anders, die Polizei lief von Haus zu Haus, befragte die Nachbarn nach Auffälligkeiten: es wurde ermittelt, so wie es auch bei anderen Straftaten üblich ist.

Meine Mutter schrieb im Frühsommer 1959 hierzu in einem Brief:

"... am Tage habe ich vor dem Hause gegessen um zu tarnen, daß ich nachts die Flucht vorbereiten musste Jedem Kind sagte ich, pack Dir das Liebste ein Henning [mein Vater, UF] hatte uns vorher bei Polizei und Ullis Schule denunziert, Im Westen würden die Kinder von ... westl. beeinflusst.? Die Polizeibeamten brüllten mich an als ich Pass beantragte, lobten den Vater, "ja der gehört zu uns". Es war schlimm, ich kam mit Fahrrad heulend nach Hause ..."

Was mein Vater wirklich angedeutet hatte, kann ich nicht sagen, denn eingeweiht war er nicht. Bei der Polizei war es meiner Mutter aber gelungen, die Verdächtigung als eine boshafte Denunziation ihres geschiedenen Ehemannes darzustellen.

Auch eine lange geplante Zeltreise mit meinen drei Geschwistern, meiner Mutter und meinem Schulfreund Jürgen Mittenzwei nach Prerow gehörte zu dem Konzept: nur nicht auffallen. Wir haben daher versucht, die Reise gänzlich professionell und entspannt zu genießen, keiner kannte unsere Pläne. Wir ließen uns die Zeit am "Meer des Friedens" auch nicht durch schlechte Nachrichten vermiesen: der Oberschulbesuch meines Bruders war, wie angekündigt, verweigert worden, und mich hatte man zum zweiten Mal in der zehnten Klasse nicht versetzt. Nicht alle Eltern machen bei solchen Karriereknicks der Kinder eine entspannte Ferienreise.

Bei mir gab es nur eine sehr kurzfristige Ankündigung dieses Desasters, sie kam nur wenige Tage vor der Zeugnisverteilung. Eine Freundin hatte mir von einem Beschluß der FDJ-Mitglieder der Klasse berichtet, der an die Schulleitung weitergeleitet worden war: Frucht sollte nicht versetzt werden. Das wurde auch brav umgesetzt. Die Wortführerin war damals Mary Schleifstein, der das im Jahr 2007 einen längeren Entschuldigungsbrief wert war:

"Denn ich weiß nicht, was Du von mir gedacht hast und denkst, die ich damals ziemlich ideologisiert war ... Später habe ich mich für manches geschämt, z.B. für den blödsinnigen Kampf gegen das Tragen von Niethosen (deren Träger ich insgeheim ihrer Unabhängigkeit wegen bewunderte)."

Ich kann heute nicht mehr sagen, wie wir damals kurzfristig zu einem Zeltschein gekommen waren, ohne den in Prerow weder am Strand noch in den Dünen ein Zelt aufgeschlagen werden durfte. Es ist gut möglich, daß es meine Mutter mit ihrem Hang zu anarchistischem Handeln darauf angelegt hatte, bei den örtlichen Behörden auf dem Gnadenweg oder mit einem kleinen Geschenk eine Erlaubnis fürs Zelten zu bekommen oder daß wir einfach "schwarz" gezeltet haben. Das damals übliche Chaos bei der Vergabe von Zeltplätzen an der Ostsee hat viele Jahre später einen Japaner so beeindruckt, daß er daraus zu einer Dissertationsarbeit inspiriert wurde. ^[27]

Knapp, aber rechtzeitig erhielten wir im Austausch gegen unsere Ausweise die Interzonenpässe, die offiziell Ausreisegenehmigungen hießen. Das waren weiße Faltblätter mit Bild und Nummerierung aber ohne jeden Sicherheitsaufwand. Der Gültigkeitsbeginn, also das Datum für unsere Fahrt, war mit 16. August 1959 angegeben.

Das war ein sonnig warmer Sonntagmorgen, wir mußten uns ein Taxi bestellen, denn obwohl wir zwei Fahrräder und einen Seesack für den Transport im Gepäckwagen schon "aufgegeben" hatten, konnten die restlichen 18 Teile unmöglich mit der Straßenbahn befördert werden. Trotz der sommerlichen Wärme mußten wir alle dreimal Unterwäsche an- und noch andere Sachen übereinander ziehen, meine Schwestern mit ihren Lieblingstieren taten meiner Mutter den Gefallen und spielten die Ahnungslosen.

Das Taxi, ein würdiger Vorkriegswagen mit gegenüberliegenden hinteren Sitzen und insgesamt sehr viel Platz, brachte uns zum Hauptbahnhof, dort ging es nicht ohne einen Dienstmann, der uns zum Zug brachte, es war einfach zu viel Gepäck, und nur ich konnte einen großen Sack mit Bettwäsche, Daunendecken und Handtüchern tragen.

Die Fahrt mit dem Interzonenzug Dresden - Köln hatten wir seit 1951 schon oft gemacht. Jetzt war die Sache anders, der Zug fuhr später, es war ein Saisonzug (D1036). Um 08:41 ging es in Leipzig los, bis Gütersloh Hbf. dauerte die Fahrt geplant gute sieben Stunden.

Bis zur Grenze waren Interzonenzüge zunächst normale Schnellzüge, die von jedem genutzt werden konnten; dann sortierte sich das Publikum. Wir erkannten schnell, wer wie wir nach dem "Westen" wollte oder in Halle, später in Magdeburg raus mußte. Manchmal hatten Züge einen Kurswagen, da war Vorsicht geboten, in den durfte man nicht einsteigen, auch wenn er leer

schien, um nicht unterwegs auf geheimnisvolle Weise abgehängt und umgeleitet zu werden.

Als wir am 16. August 1959 morgens auf den Bahnsteig kamen, war es anders als gewohnt, der Zug stand schon auf dem Bahnsteig, er war in Leipzig eingesetzt worden, die Lok war an der richtigen Stelle angekoppelt und stand außen vor den Hallen.

Im Leipziger Bahnhof - ein riesiger Kopfbahnhof - mußten die Dampfloks getauscht werden, die neue Lok kam an das Ende des Zuges und vorne wurde die alte abgekoppelt. Da das seine Zeit brauchte, etwa dreißig Minuten, blieb in Leipzig zwar immer genügend Zeit zum Ein- und Aussteigen, aber wegen der chronischen Überfüllung der Züge gab es bei der Einfahrt der Züge und nachdem er zum Stillstand gekommen war, immer ein regelloses und oft rücksichtsloses Durcheinander.

Davon völlig unbeirrt liefen Männer in ölig schwarzen Arbeitsanzügen und genauso schwarzen Mützen am Zug vorbei und schlugen mit dem "langen Hammer" gegen die Bremsklötze, um zu sehen, ob sie fest anlagen. Waren sie auf beiden Seiten durchgegangen, gab es ein Signal, es zischte und die Bremsen bekamen Druckluft, dann wurde erneut in aller Ruhe kontrolliert. Das war ein merkwürdiger Kontrast - hier die gelassene, gewissenhafte Arbeit - und dort die chaotisch hetzende Menge der Reisenden.

Das "Zurücktreten von der Bahnsteigkante bei Einfahrt des Zuges" wurde immer mißachtet. Wenn die Türen nicht schon offen waren, wurden sie noch im Ausrollen von außen geöffnet. Flinke Jungs, so wie wir, oder robuste Männer drängelten sich an den Aussteigenden vorbei, um nach frei gewordenen Plätzen zu suchen. Hatte man etwas Freies ergattert, wurde das Fenster geöffnet. Überall schrien dann die Platzhalter nach ihren Familien oder Mitreisenden. Hatte man sich gefunden, wurde das Gepäck, Koffer, manchmal auch kleine Kinder, zur Sicherung der Ansprüche durch die Fenster gereicht. Das war oft auch eine Gemeinschaftsaktion, wildfremde Menschen halfen sich, denn für die nächsten Stunden war man miteinander verbunden, kleine Freundlichkeiten zu Beginn konnten die Reise angenehmer machen.

Jetzt, an unserem großen Tag im August, herrschte vor den Waggonen unseres Zuges zwar auch ein riesiges Gedränge, nur - es waren vor allem junge Leute, die ein ungewöhnlich fröhliches Chaos erzeugten. Die aufgeregte-gehetzten Menschen, die sich in Erwartung einer lang ersehnten Westreise in einem überfüllten Interzonenzug um einen Platz drängeln mußten, waren in der Minderheit. Uns schien es, als seien wir fünf mit der riesigen Gepäckmenge die einzigen DDR-Reisenden, die meisten Menschen um uns herum waren offensichtlich aus dem Westen.

Als der Zug dann fuhr, klärte sich diese Merkwürdigkeit: unsere Mitreisenden

waren Sportler, Teilnehmer des III. Deutschen(!) Turn- und Sportfest (13.-16. August 1959), die wieder zurück in die Bundesrepublik fuhren. In unserer Naivität war uns zunächst nicht klar, welch ein Gottesgeschenk es bedeutete, daß wir in dieser Runde fröhlich argloser Sportler, denen die ihnen unbekannte DDR von ihrer besten Seite vorgeführt worden war, gleichsam unsichtbar waren.

Daher verlief die Grenzkontrolle in Oebisfelde problemlos, wir saßen gelangweilt und scheinbar beschäftigt in unserem Abteil, keine Fragen, nichts. Es fehlten auch die armen Menschen, die aus dem Zug geholt und mit hängenden Köpfen unter Bewachung abgeführt wurden. Das kannten wir auch vom Bahnhof Berlin-Schönefeld, dem "Grenzbahnhof" zwischen dem "Demokratischen Sektor" Berlins und dem Kernland der DDR. Dort wurde der Zug auf gleiche Weise wie an den Außengrenzen gefilzt: in der einen Richtung suchte man nach Menschen, die nach West-Berlin, also weg wollten oder unvorsichtiger Weise nur so aussahen, und in der anderen Richtung nach Waren, Zeitschriften, Büchern, "Tonträgern", aber auch Kaffee.

In Gütersloh mußten wir aussteigen, der Zwei-Minuten-Halt reichte uns aber nicht. Meine Schwestern hatten sich mit ihren kleinen Rucksäcken auf dem Bahnsteig positioniert, und meine Mutter umarmte ständig im Wechsel ihren Vater und ihre Schwester. Es war allein an meinem Bruder und mir, das Gepäck vom Gepäckwagen und aus dem Abteil auf den Bahnsteig zu wuchten, das dauerte. Aus den Fenstern wurden wir freundlich beobachtet, es war wohl ein hübscher Anblick, wir waren so etwas wie die Trapp-Familie in klein. Wenn die gewußt hätten, daß wir tatsächlich, wenn gewünscht, auch mehrstimmig singen und mit Blockflöten und Klavier etwas vortragen konnten. Zwar waren es immer dieselben Stücke mit denselben Fehlern an denselben Stellen, aber das merkte bei unseren Auftritten keiner, das ältere Publikum war regelmäßig gerührt: *"Nein wie schön, daß es heute noch so etwas gibt."*

Der Zugführer mit der roten Schärpe und ein Schaffner hatten sich inzwischen zu uns gesellt, die Zeit lief ihnen davon. Keiner hat gemeckert, sie haben uns einfach geholfen. Dann Kelle hoch und gepfiffen, elegant auf das Trittbrett an der offenen Tür geschwungen, und weg war der Zug.

Wir standen von Taschen, Koffern, Zeltsäcken und dem riesigen Seesack umgeben auf dem inzwischen völlig leeren Bahnhof, die Sonne schien, die Begrüßungen waren reihum absolviert, und es trat eine nachdenkliche Stille ein. Noch ehe die angesichts der merkwürdigen Gepäckmengen naheliegenden Fragen gestellt werden konnten, sagte mein Mutter nur einen Satz: *"Wir bleiben hier"*, meine Tante brauchte für ihre Antwort auch nicht lange *"Um Gottes Willen."*

Wunderbar, es war alles glatt gegangen, jetzt waren wir im Westen.

Die Abwicklung

Entscheidungen sind dann gut, wenn sie nicht einengen und durch sie die Handlungsmöglichkeiten nicht verringert werden. Eine gute Regel, die wir so noch nicht kannten und auf die hinterher leicht verwiesen wird. Damals hat aber keiner so klar gedacht. Uns war nur bewußt, daß jetzt, in einer Welt, in der die eigene Meinung etwas galt und wir plötzlich keinen fremden Einfluß mehr auf unser Handeln fühlten, es sehr verführerisch war, spontan zu handeln, statt genau zu überlegen, wie sollte es mit uns weitergehen, was ist vernünftig?

So saßen wir zu fünft mit all unserem Hab und Gut im Haus meiner wohlhabenden Großtante in Rheda. In der Wohnung im ersten Stock wohnten meine Großeltern, die tapfer unsere Entscheidung trugen. Von ihnen hörte ich kein Genörgel, keine Klagen über die unverhofft neue Situation, die zunehmend auch sie selber betraf.

Immerhin hatte meine Großmutter schon vor mehr als zehn Jahren meinem Vater zum Verlassen der Ostzone geraten, jetzt war natürlich alles viel schwieriger: unsere Eltern waren geschieden, mit den daraus folgenden wirtschaftlichen Problemen, und die Anpassungsprobleme an die regional verschiedenen Schulsysteme zu bewältigen, allgemein das Leben in einem anderen Land mit anderen Werten. Das wäre längst Geschichte, wäre das aus ihrer Sicht Unvermeidliche zur rechten Zeit getan worden.

So ergaben sich täglich endlose Gespräche, die meist im "Papierkorb" landeten. Wir mußten feststellen, daß uns unser bisheriges Leben eher in der Ablehnung von äußeren Vorgaben und Zwängen geschult hatte, als verantwortlich eigene Ziele zu formulieren: wir hatten uns zwar mühelos gegen das damalige Leipzig entschieden, es war aber ungleich schwerer festzulegen, was wir jetzt tun oder wo wir zukünftig leben wollten. Erst nach zwei Wochen führten die vielen halben Gedanken zu einer einigermaßen ernüchternden Bilanz: wir würden wohl zunächst nicht ohne staatliche Hilfe auskommen, weil wir von meinem Vater keinen Unterhalt erwarten konnten; von Zahlungen unterhaltspflichtiger Väter nach dem Westen war uns damals noch nichts bekannt.

Ein weiteres Thema betraf den künftigen Wohnort. West-Berlin schien uns aus vielen Gründen erste Wahl zu sein, hier wohnten schon meine Tante, sächsische Freunde aus schlechten Nachkriegszeiten, inzwischen gut situiert, mit besten Beziehungen in die Politik, übrigens auch zum Wohnungsamt. Außerdem die andere Großmutter und viele Menschen: von Zahn, einige Harnacks mit und ohne von, Rassow, Delbrück, Bonhoefer, Gierke; ihre Beziehungen zu uns verstanden wir nicht immer, aber Berlin war seit 70 Jahren der Mittelpunkt der Familien gewesen. Unser Wunsch, dort zu wohnen,

war nur zu verständlich.

Im August 1959 gab es für meine Mutter zu Berlin als zukünftigem Wohnort also keine Alternative, hier ließ sich für sie eher als in einer westfälischen Kleinstadt eine Beschäftigung als Gymnastiklehrerin finden; außerdem war das Schulsystem auf "Ostler" eingestellt, denn viele Schüler und Studenten kamen damals noch täglich aus den Randgebieten oder dem Ostsektor nach West-Berlin. Einfach gesagt, die Stadt war für uns passend und vertraut, schließlich wohnte auch mein Vater dort, wenn auch auf der falschen Seite. Nur meine Schwestern mußten erneut die neue schnell gewonnene Heimat wieder verlassen. Aufnahmeprüfung für das Gymnasium geschafft, neue Freundinnen, eine nette Lehrerin, alles wieder futsch, das schmerzt noch heute.

Für West-Berlin galt jedoch bis zum Mauerbau ein striktes Zuzugsverbot, ausgenommen Ehepaare und Haushaltshilfen mit mindestens einem zweijährigen Anstellungsertrag. Wir waren empört, wie vertrug sich diese unverständliche Einschränkung mit der Freizügigkeit, die wir erwartet hatten? Heute ist das damalige behördliche Konzept kaum mehr zu glauben, denn nur wenige Jahre später mußten Milliarden aufgebracht werden, um die Berliner zum Bleiben zu bewegen - Stichwort steuerfreie "Zitterprämie" ^[28] - und um junge Menschen, die im Behördensprech zu Arbeitnehmern gemacht wurden, nach Berlin zu holen. 1959 waren wir jedenfalls in Berlin nicht willkommen, wir hätten uns nicht offiziell anmelden können, mit allen Einschränkungen, die dazu gehören.

Bedrückend war auch das Schicksal unseres Hauses in Leipzig - meine Mutter hatte die Miete vorsorglich bis Oktober bezahlt -, es schien auf uns zu warten, völlig in Takt, aufgeräumt, mit allen Habseligkeiten, Möbeln, dem Klavier und auch unserer Eisenbahn. Es war wie bei einem Tier, das man auf einem Autobahnrastplatz angebunden verlassen hatte, sollten sich andere darum kümmern.

Menschen, denen ein ausgesetztes, herrenloses Tier nicht sonderlich nahe geht, würden sicher beim eigenen Haus anders reagieren, hier hört die Gemütlichkeit auf: Häuser sind für die Ewigkeit, aber leider auch immobil. Die aus deutscher Sicht charakterlose amerikanische Leichtigkeit, Wohnorte mit komplett möblierten Häusern aufzugeben oder zu übernehmen, ist hierzulande bis heute unbegreiflich. *"Das geht doch nicht", "Das kann man doch nicht machen"* usw.

Aus meiner Erinnerung war bis zum Mauerbau das häufigste Argument, die DDR nicht zu verlassen, *"Wir haben hier doch das Haus"*; erst dann kamen Eltern, Freunde, Beruf. Verständlich, daß uns dieser Gedanke auch bewegte. Ein gleichartiges Haus in ähnlicher Lage zu bewohnen, war für uns in Zukunft

sicher ausgeschlossen, das war klar, doch wir grübelten und suchten Lösungen, um den Verlust möglichst klein halten zu können.



Blick vom Mansardenfester, Denkmalsblick Ecke am Bogen, Wasserfarbe, Gabriele Frucht, 1959

Schließlich war da noch mein Schulproblem: wie konnte ich in einer streng katholischen westdeutschen Kleinstadt als Ostflüchtling, noch dazu als Doppelsitzenbleiber mit Russisch als erster Fremdsprache, eingeordnet werden? Doch wohl nur mit einer weiteren Zurückstellung und am Ende noch einem dreizehnten Schuljahr.

Komponisten, Autoren und Regisseure haben ein gemeinsames Problem, sie benötigen einen guten Schluß für ihr Opus. Ich habe den Eindruck, in der Musik ist es besonders schwer, ein gutes Ende zu finden, man ahnt oft, was kommen wird, es wird immer dramatischer und lauter, alle sind zum Finale wieder wach, und dann die Erlösung. Aus diesem Ritual hat Gerard Hoffnung ^[29] einen seiner vielen gelungenen musikalischen Scherze gemacht. ^[30] Im Jazz dient häufig ein verminderter Septimakkord als Hinweis, daß nun Schluß sei. Wenn den Beteiligten nichts mehr einfällt, hilft auch das fading out, es wird nichts beendet, es wird nur immer leiser.

Das kann man im Prinzip auch im Film machen, die Protagonisten verlieren sich in der Ferne, im Dunkel oder im Gegenlicht einer sonnenhellen Zukunft. Anders als in der Musik oder im Film kann uns aber ein Autor die Kontrolle über seinen Text weniger leicht entziehen. So gibt es Bücher, bei denen man den Eindruck gewinnt, das Ende sei nicht mehr wichtig, der Autor habe es eilig, es soll alles fertig werden, wie bei den Radiointerviews kurz vor den Nachrichten: "... mit der Bitte um eine kurze Antwort." Bei Texten dieser Art bleibt daher oft ein fader Nachgeschmack, wenn am Ende die Geduld oder die Ideen ausgehen.

Was das Ende unserer Geschichte im Sommer 1959 betrifft, ist es gleichgültig, ob sie in der langen oder kurzen Version erzählt wird, in jedem Fall erscheint

sie in der Rückschau völlig unglaubwürdig, und das nicht nur wegen ihrer vermeintlich schlüssigen Dramaturgie, sondern vor allem, weil sie die komplizierten Verhältnisse in Ost wie West völlig harmlos und beherrschbar erscheinen läßt: wenn sich damals eine alleinerziehende Mutter mit vier Kindern in diesem menschenfeindlichen Wirrwarr politischer Interessen und Hemmnisse zurechtfinden und ihr Ziel, ein selbstbestimmtes Leben für ihre Kinder und sich selber zu organisieren, verwirklichen konnte, dann war wohl alles nicht so schlimm. So läßt sich ahnungslos leicht denken. Unkenntnis macht heiter: das ist die Belohnung für alle, die mit faktenfreier unerschütterlicher Gewißheit fest an ein konfliktfreies Weltbild ohne verletzende Kanten glauben wollen.

Auch wir hatten damals eine andere, von den Realitäten abweichende Empfindung, wie es war und was wir für wahr nehmen mußten: kurz gesagt, unser Optimismus war durch nichts zu erschüttern. Unter diesen Umständen haben wir über unsere Ziele entschieden, sie waren durchweg und allesamt mit den üblichen Lebenserfahrungen wie auch mit den damaligen politischen und verwaltungsrechtlichen Gegebenheiten unerreichbar. Ein gutes Konzept für einen mutigen Anfang.



Zum Ablauftermin meines Interzonenpasses bin ich allein wieder nach Leipzig gefahren und habe zusammen mit meinen Freunden Günther Hoffmann und Jürgen Mittenzwei nachts unser Haus mit Hilfe eines Leiterwagens wahllos von möglichst vielen beweglichen Gütern befreit: nichts wurde sortiert, alles, wirklich alles, nur eingepackt und abtransportiert, fertig. Wir haben das Haus immer über den Garten und Gartengang verlassen und sind am Turmweg auf die Straße gefahren, keiner konnte sehen, woher wir kamen. Anlaufstellen waren Frau Ilse Maria Berthold-Baczynski, die ein paar Häuser weiter wohnte, und Frau Büttner am Bogen. Tagsüber habe ich geschlafen.

Nur einmal ist unsere Räumaktion gestört worden: durch die Polizei. Es war gegen Mittag und es war heiß, das Klingeln hatte ich wohl nicht sofort gehört.

Als ich die Haustür öffnete, stand einen Meter vor mir ein Polizist in voller Montur, von der prallen Sonne bestens ausgeleuchtet. Kein Zweifel, jetzt kam ein neues Lernziel.

Der Ablauf verlief nach Vorschrift: zunächst kam emotionsfrei und korrekt seine Meldung, ich stand wegen der Türschwelle leicht erhöht vor ihm, möglichst unschuldig und ahnungslos, wie in der Schule über Jahre geübt.

"Ich möchte Frau Gisela Frucht sprechen".

Mir war bewußt, das konnte jetzt überall hinführen, bis hin zur "Klärung eines Sachverhaltes" auf dem Revier. Was gab es für einen Grund, ausgerechnet jetzt mit meiner Mutter sprechen zu wollen, was konnte passiert sein, warum stand der hier, hatte er eine Ahnung, hatte uns jemand verraten?

"Die ist leider nicht da".

"Gut, könnte ich mal hereinkommen?"

"Also das ist, äh, im Moment leider nicht möglich, ich muß sofort, äh, in die Schule zur Probe".

Pause, was kommt jetzt? Hinter der verschlossnen Windfangtür sah es so aus, daß jeder der es sah, wissen mußte, was los war: hier war ein Haushalt in Auflösung.

Auch der Polizist war jetzt in seinem Konzept gestört, ein Bürger hatte Nein gesagt.

Kleine Pause. *"Also dann kommen Sie mal mit!"*

Panik! Was? Warum? Wohin?

"Da, auf dem Laster haben wir Ihr Fahrrad, das müssen Sie entgegennehmen und quittieren."

Lange Pause, auch gute Nachrichten können einen umhauen.

Mir war zum Ende des Schuljahrs das abgeschlossene Fahrrad vom Schulhof geklaut worden. Es war erkennbar kein DDR-Produkt, Dreigang-Torpedo-Nabenschaltung, Scheinwerfer mit integriertem Tacho und jede Menge Chrom, so etwas gab es nirgends.

1956 hatte ich mir das Rad, da war ich 14, mit einer Hilfsarbeit in einer Möbelfabrik in Rheda (Westfalen) zur Hälfte selbst verdient; Stundenlohn 85 Pfennig (West). Einige Teile stammten aus Leipzig, eine Rennrad-Vorderradnabe und zwei Alu-Felgen, der Rest war aus dem Westen.

Das auffällige Schmuckstück hatte schnell zu dem jugendlichen Dieb geführt. und ich bekam mein Rad zurück. Es hat übrigens bis 2007 funktioniert.

Wie segensreich die damalige ungeordnete Räumaktion war, zeigt sich heute: so verfügen wir über ein familiengeschichtliches Archiv mit mehr als 1500 Briefen, Fotos, Kaufbelegen und Dokumenten, also vielen "Kleinigkeiten", die es so nicht mehr gäbe, hätten wir alles Stück für Stück bewerten, ordnen und sortieren können. Unter den damaligen Verhältnissen hätten andere

vernünftigeren Menschen alles weggeworfen.

Trotz meines Mangels an Phantasie, die nicht für ein Später, gleich ob in einem oder in 60 Jahren, ausreichte, habe ich möglichst viel Persönliches weggeschleppt; zudem war ich unsicher: welchen Wert hatten Photoalben, Aktenordner Abrechnungen? Es gab noch etwas anderes, das mir zu der trotzigen Verpflichtung verhalf, möglichst nichts aufzugeben, zurückzulassen: ich kannte so viele traurige Menschen, die nur mit einem einzigen Bild als Beleg für ihr früheres Leben auskommen mußten, das sollte bei uns anders sein.

"Na, Sie müssen wohl schon fleißig für das neue Schuljahr lernen, ich sehe bei Ihnen nachts immer Licht. Außerdem, wann kommt denn Ihre Mutter mit Ihren Geschwistern zurück? Es ist doch hoffentlich nichts passiert", so flötete eine stark übergewichtige Nachbarin, die an einem strategisch günstigen Fenster offenbar Tag und Nacht alles überwachte.

Kurz nach meiner Rückreise nach Leipzig informierte meine Mutter unseren Vater telegraphisch von ihrer Flucht. Um sie umzustimmen, hat er sich, mit einem falschen Bart maskiert, in Berlin-Tempelhof in ein Flugzeug gesetzt und erschien in Rheda. Das war nicht ungefährlich, denn die Stasi hatte damals auch auf dem Flughafen Tempelhof ihre Zuträger; neben anderen waren es die Photographen, die so ihre Bilder zweimal verkaufen konnten.

Mein Vater war aus vielen Gründen aufgebracht und verärgert, denn er mußte schmerzlich erkennen: er war ohne Einfluß auf das Geschehen. An der Situation ließ nichts ändern, meine Mutter hatte das Sorgerecht für uns, basta. Er konnte uns also nur noch behilflich sein, die aktuellen Probleme zu lösen, das betraf vor allem meine Versetzung und die Rettung unseres Hausstandes in Leipzig. So tauchte er auch wenig später mit seinem VW (Standard) bei mir in Leipzig auf, die inzwischen gigantische Unordnung in unserem Haus störte ihn nicht.

Neben dem üblichen Chaos, das ein alleingelassener Siebzehnjähriger mühelos mit den Dingen des täglichen Lebens erzeugen kann, kamen noch die vielen nutzlosen Sachen hinzu, die seit Kriegsende in der Sorge aufgehoben worden waren, es könne wieder schlimmer werden, dazu gehörten Säcke voller Stoff- und Wollresten, aber auch mit getrockneten Kartoffelschalen.

Den VW - die hintere Sitzbank und die Rückenlehne waren in Berlin geblieben - haben mein Vater und ich mit allem, was von meinen Räumaktionen noch übrig war, bis in den letzten Winkel vollgestopft. Dazu gehörte auch eine schwere geschnitzte Truhe; bis Berlin saß ich deshalb mit dem Gesicht fast an der Windschutzscheibe.

Unsere fast neue Waschmaschine aus der CSSR, ein Wunder der Technik und ein Segen für einen großen Haushalt ohne fremde Hilfen, hatte ich inzwischen

bei der aufmerksamen Nachbarin in gute Hände gegeben, denn die hatte nach einigen Tagen den Braten gerochen: *"Grüßen Sie Ihre Mutter ganz herzlich, die kommt ja wohl nicht mehr zurück, selbstverständlich helfen wir gerne."* Später stellte sich heraus, diese Hilfe galt vor allem ihr selbst: *"Nein, diese Waschmaschine gehört uns, Frau Frucht hat sie mir verkauft."* Da ließ sich wegen unserer halbillegalen Aktionen nichts machen, die Waschmaschine mußte auf der Habenliste gestrichen werden. 325 Mark durch andere Verkäufe waren mager genug, denn die "staatliche Treuhandstelle" wollte gemäß "Anordnung II/58" den Genossenschaftsanteil meiner Mutter kassieren, und auch die Verwaltung hatte 400 Mark für Reparaturen einbehalten.

Am Tag der geplanten Fahrt nach Berlin fand am Abend eine Konferenz in meiner Schule statt; dort wollte mein Vater für mich in Sachen Versetzung verhandeln. Ich saß im vollgepackten Auto und wartete und wartete. Es war schon dunkel, als er nach fast zwei Stunden endlich aus der Schule kam, für mich gab es nur einen Satz: *"Du wirst versetzt."*

haft bewertet, so sind entweder seine Leistungen in der sozialistischen Produktion und in der Kulturgruppe nicht berücksichtigt worden, oder sein Verhalten in der Schule muß gänzlich anders als im Produktionsbetrieb gewesen sein. Dann ergibt sich die Frage, ob nicht besondere Umstände, die nicht unbedingt im Wesen des Schülers liegen müssen, ein befriedigendes Gesamtverhalten in der Schule verhindert haben. Diese Frage erhält besonderes Gewicht, wenn man die Verschlechterung seiner Leistungen im Wiederholungsjahr, wie sie oben erwähnt wurde, mit berücksichtigt. Hier scheint der Lehrerwechsel, der in

Seine Argumentation gegenüber dem Lehrerkollegium hatte mein Vater durch einen mehrseitigen Brief vorbereitet. Die Strategie war recht einfach, sie gründete sich auf zwei Fakten: zum ersten auf die Tatsache, daß ich nicht republikflüchtig geworden war, trotz des "negativen Einflusses" meiner Mutter, die rechtswidrig ihre Kinder den Gestaltungsbemühungen des Staates entzogen hatte.

Das mußte irritieren, denn mit mir hatte man den vermeintlich typischen Fall eines nicht angepaßten und querulatorischen "Jugendfreundes" gefunden, der kein Mitglied der sozialistischen Jugendorganisation war, der in Bluejeans zur montäglichen Gebetsstunde in die Aula kam, der kritische Berichte für eine öffentliche Wandzeitung schrieb usw. Wegen der Jeans wurde ich übrigens sofort nach Hause geschickt und mußte so auf die einstündige der Vorlesung des Direktors, Herrn Malditz, über den Dialektischen Materialismus verzichten.

Damals kannte man die schwierige Spezies des kritischen DDR-Bürgers, der nicht jede Gelegenheit nutzen wollte, sein Land zu verlassen, offenbar noch nicht. Dieser Menschentyp hatte noch keinen Eingang in die Fachliteratur gefunden, bei mir hatte das Bestimmungsbuch zur "Einschätzung" eines

jungen Staatsbürger versagt: ich hatte den Staat trotz günstiger Gelegenheit nicht verlassen. Was sollte man mit mir machen?

Das zweite Faktum betraf mein mangelhaftes Betragen und die Zensuren meiner Zeugnisse; mein Vater hatte eine Merkwürdigkeit offenbar sofort erkannt, mir dagegen war vor Zorn nichts aufgefallen: alle Zensuren, derentwegen ich im Vorjahr nicht versetzt worden war, waren im Wiederholungsjahr befriedigend bis gut. Bei den anderen Zensuren war es umgekehrt - sie hatten sich beim zweiten Durchgang so verschlechtert, daß eine Versetzung aus Sicht der Schule erneut, wie bedauerlich, nicht erfolgen konnte.

Bei einem Gespräch meiner Mutter mit der Klassenlehrerin Frau Kirmse hatte die noch kurz vor Schuljahresschluß keinen Ton von dem beschlossenen Sitzenbleiben gesagt. Einen "blauen Brief" hatte es nie gegeben auch damit hatte die Schule gegen eine ministerielle Anweisung (13/57 Ziff. III) verstoßen. Mein Vater, ein Meister der versteckten Drohungen, schreibt nach Auflistung dieser Formfehler: *"... will ich - jedenfalls in diesem Stadium - mich weder an eine übergeordnete Stelle wenden noch Dritte unmittelbar beteiligen."*

Sein im Wesen frecher "Anwaltsbrief" und die Diskussion vor Ort haben schließlich bewirkt, daß man das Zeugnis so veränderte, daß eine Versetzung möglich wurde. Es gab jedoch eine Auflage, die wir aus amerikanischen Filmen kennen: falls der ungeliebte Fremde die Stadt nicht bis Sonnenaufgang verläßt, droht ihm der Sheriff mit allen Möglichkeiten eines rechtsfreien Gemeinwesens. Wir sind dieser Empfehlung sofort gefolgt, nicht erst bei Sonnenaufgang.

Zur Rettung unseres Hausstandes im Arminiushof 1 haben wir den Behörden innerhalb eines Jahres zwei unterschiedliche Eigentümer präsentiert. Zunächst hat mein Vater erklärt, es seien seine Möbel, die er nach der Scheidung lediglich seiner geschiedenen Frau zur einstweiligen Nutzung überlassen habe. Als die Möbel dann in Ost-Berlin lagerten, haben wir einen Brief an Wilhelm Pieck aufgesetzt und der in West-Berlin lebenden Mutter meines Vaters zur Unterschrift vorgelegt. In diesem Schreiben bat sie den greisen Präsidenten, der wenig später am 7. September 1960 starb, er möge ihr, der Bezieherin einer Ehrenrente der DDR, gestatten, die Möbel aus ihrer Leipziger Zeit nach Berlin West bringen zu dürfen. Hier hätte ihre Schwester kurz zuvor ein Haus erworben, das beide Schwestern beziehen wollten.

Alles stimmte - bis auf eine Nuance: die Möbel landeten bei meiner Mutter in einer großen Wohnung, in der sie durch Hilfe unserer Berliner Freunde inzwischen seit zehn Monaten mit meinen drei Geschwistern und ihren Eltern wohnte. Den Zuzug nach Berlin hatte sie sich durch die Besetzung des Büros

des maßgeblichen Beamten erstritten: *"Ich gehe hier nicht weg, bis ich eine Zuzugsgenehmigung habe"*, solche Aktionen konnte sie glaubhaft ankündigen.

Schöne Zeiten waren das damals - wie immer haben Schrecken und Chaos auch ihren Witz.

-
- [1] [https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_Konitzer_\(Mediziner\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_Konitzer_(Mediziner))
- [2] Telefonbuch Dippoldiswalde 1942: Hübner, Paul B., Ing., Hohe Str. 7, Tel.:
- [3] 14.04.45, Absturz einer Me262 auf einem Überführungsflug; der Pilot ist namentlich bekannt, sein Grab soll sich auf dem Dippser Friedhof befinden.
- [4] https://de.wikipedia.org/wiki/S%C3%A4chsisches_Krankenhaus_Arnsdorf
- [5] https://de.wikipedia.org/wiki/Werner_Catel
- [6] Dost FH, 1953; Der Blutspiegel - Kinetik der Konzentrationsabläufe in der Kreislaufflüssigkeit, Leipzig
- [7] <https://de.wikipedia.org/wiki/Kinderfachabteilung>
- [8] Leide H 2005; S 335, NS-Verbrecher und Staatssicherheit, ISBN 3-525-35018-X
- [9] <http://www.die-wiese-zittergras.de/index.php/die-kinderklinik-in-der-oststrasse.html>
- [10] Leide H 2005; ebenda
- [11] <https://www.aerzteblatt.de/pdf.asp?id=23430>
- [12] Leide H 2005; S 334, NS-Verbrecher und Staatssicherheit, ISBN 3-525-35018-X
- [13] Gerst T 2000; Ein Denkmal wankt; <https://www.aerzteblatt.de/pdf/97/14/a887.pdf>
- [14] https://de.wikipedia.org/wiki/Conrad_Felixm%C3%BCller
- [15] http://www.jakobuskirche-tautenhain.de/St._Jakobuskirche_zu_Tautenhain/C._Felixmuller.html
- [16] <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-44451372.html>
- [17] https://de.wikipedia.org/wiki/Waldheimer_Prozesse
- [18] http://www.17juni53.de/chronik/5307/doc_5.html
- [19] Streuung, ein offizieller Fachbegriff aus dem Repertoire zur Erklärung von Versorgungsmängeln
- [20] gemeinfreies Foto: Peter Kuley, Berlin 2011: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Opel_Olympia_1953-1.JPG
- [21] Nikita S. Chruschtschow: Rede am 10. November 1958 im Moskauer Sportpalast
- [22] https://de.wikipedia.org/wiki/Oleg_Zinger
- [23] Willemsen R 2016; Wer wir waren, Frankfurt a.M. ISBN 978-3-10397285-6
- [24] Clark Ch 2013; Die Schlafwandler: Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München, ISBN 978-3-421-04359-7
- [25] Watzlawick P 2009; Anleitung zum Unglücklichsein. Piper-TB 4938, München
- [26] Ulla Hahn 2001; Das verborgene Wort, Stuttgart / München
- [27] Nobuharu Kawai, 1976; Dissertation: Die "Freizeitpolitik" der SED und das Freizeitverhalten der "gewöhnlichen Bevölkerung" in der DDR: Die Konkurrenz eines "furchtsamen politischen Regimes" mit einer "geschickten Resonanzgesellschaft".
- [28] <https://de.wikipedia.org/wiki/Berlinzulage>
- [29] Gerard Hoffnung * 22. März 1925 in Berlin; † 28. September 1959 in London
- [30] HOFFNUNG-FESTIVAL Husten verboten, Der Spiegel, 17.12.1958
-

Text: Ulrich Frucht, Schoco, Kordula Knop

Fotos: Ulrich Frucht

